

NICOLAI HARTMANN
KLEINERE SCHRIFTEN III

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

NICOLAI HARTMANN

BAND III

VOM NEUKANTIANISMUS ZUR ONTOLOGIE



WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG · J. GUTTENTAG,
VERLAGSBUCHHANDLUNG · GEORG REIMER · KARL J. TRÜBNER
VEIT & COMP.

BERLIN 1958



Archiv-Nr. 42 55 58

Copyright 1958 by Walter de Gruyter & Co. — Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung, der Herstellung von Photokopien und Mikrofilmen, auch auszugsweise, vorbehalten. — Druck: Deutsche Zentraldruckerei, Berlin SW 11, Dessauer Straße 6—7

Inhalt

Abhandlungen und Schriften aus den Jahren 1910—23*

	Seite
1. Zur Methode der Philosophiegeschichte. 1909 . . .	1
2. Systematische Methode. 1912	22
3. Systembildung und Idealismus. 1912.	60
4. Philosophische Grundfragen der Biologie. 1912 . .	78
5. Über die Erkennbarkeit des Apriorischen. 1914 . .	186
6. Logische und ontologische Wirklichkeit. 1914 . . .	220
7. Die Frage der Beweisbarkeit des Kausalgesetzes. 1919	243
8. Wie ist kritische Ontologie überhaupt möglich? 1923	268

Beiträge zu Kongreß-Vorträgen 1926—49

9. Über die Stellung der ästhetischen Werte im Reich der Werte überhaupt. 1926	314
10. Kategorien der Geschichte. 1931	321
11. Das Wertproblem in der Philosophie der Gegenwart. 1936	327
12. Alte und neue Ontologie. 1949	333
13. Thesen zur Logik (aus dem Philosophenlexikon). 1949	337

Aufsätze zu Gedenktagen 1924—31

14. Kant und die Philosophie unserer Tage. 1924 . . .	339
15. Kants Metaphysik der Sitten und die Ethik unserer Tage. 1924	345
16. Max Scheler †. 1928	350
17. Hegel. 1931	357

Anhang

Buchbesprechungen

18. Selbstanzeige in den Kantstudien zu: Platos Logik des Seins. 1909.	363
19. Zum Jahrbuch für Philosophie und phänomeno- logische Forschung. 1913/14	365
20. Zu Wilhelm Sesemann. 1933	368
21. Zu Balduin Schwarz. 1936	374
22. Zu Arnold Gehlen. 1941	378
23. Zu Robert Heiß. 1950.	393

* Soweit feststellbar, ist das Jahr der Niederschrift eines jeden Aufsatzes angegeben; anderenfalls das Jahr des Erscheinens

Zur Methode der Philosophiegeschichte

Aus Kant-Studien, Band XV, Heft 4

1909

Die Geschichte von heute, so wie uns das letztvergangene Jahrhundert ihren Begriff und ihre Aufgaben hinterlassen hat, erhebt einen Anspruch, den zu erfüllen die heutige Wissenschaft noch keineswegs die Mittel besitzt. Es ist der Anspruch der Einheit der Geschichte.

Was Einheit der Geschichte bedeutet, läßt sich am einfachsten am Gegensatz zeigen. Wir treiben Geschichte der Staaten, Geschichte des Rechts, Geschichte der Religion, Kunst und Sprache, Geschichte aller Einzelwissenschaften, ja Geschichte der Technik. Das alles ist aber noch nicht die Geschichte als solche, nicht die Einheit der Geschichte. Einheit wäre erst alles dieses in Eins gedacht und als eine Menschheitsgeschichte verstanden. Auf dieses Ziel strebt im Grunde alle Geschichtsforschung hin. Denn die großen Zusammenhänge können nirgends ignoriert werden. Jeder besondere Geschichtszweig tendiert auf die anderen Geschichtszweige hin und weist dadurch auf die Einheit der Geschichte als auf die ideale Voraussetzung aller Spezialforschung zurück.

Für die Geschichte ist es also von vornherein wesentlich, daß sie nicht aus einem einheitlichen Interesse hervowächst, sondern erst in ihrer Gesamtrichtung auf die Einheit eines Interesses hinaustendiert. Dieses ist ihr wissenschaftliches Ziel, ihr Endzweck. In ihren Anfängen aber bezieht sie ihr Interesse durchaus von verschiedenen Seiten her — aus welchen Einzeltendenzen sich jene Einheit erst im Laufe der Forschung summieren kann. So wenigstens stellt sich der Gang aller Geschichtsforschung dar.

Wenn wir uns nun die Frage stellen, wie denn inmitten dieses Komplexes von Geschichtszweigen und ihrer angestrebten Einheit die Geschichte der Philosophie zu stehen kommt, so zeigt sich uns ihre Stellung zunächst von einer ungünstigen Seite. Je zusammengesetzter sachlich ein Forschungsgebiet ist, desto vielseitiger bedingt wird auch seine Geschichte sein. Denn auf jeder Entwicklungsstufe wollen die einschlägigen Faktoren alle mitberücksichtigt sein. Nun sind die Fragen der systematischen Philosophie zugestandenermaßen die kompliziertesten ihrem Inhalt nach. Denn sie sind allemal schon bestimmt durch irgendein anderes Gebiet — sei dieses nun eine der positiven Wissenschaften oder der anderen Kulturschöpfungen, wie Kunst, Religion oder Mythos.

Aus allen Gebieten bezieht die Philosophie ihren Inhalt, ihre Probleme, und hat sie von jeher aus ihnen bezogen. Darum setzt ein wirkliches Eindringen in den Entwicklungsgang des philosophischen Denkens unbedingt schon ein Eindringen in den Entwicklungsgang aller dieser Gebiete voraus — besonders aber in den der Wissenschaften, weil diese innerhalb des philosophischen Problemmaterials die zentrale Stellung einnehmen.

Daraus ergibt sich nun der Schluß, daß die Philosophiegeschichte als der am weitgehendsten bedingte, d. h. als der unselbständigste Zweig der Gesamtgeschichte dasteht. Und wenn es hierbei sein Bewenden hätte, so wäre es bei dem heutigen Stande der Dinge beinahe ein aussichtsloses Unternehmen, Philosophiegeschichte treiben zu wollen. Auf allen anderen Gebieten läßt sich dort, wo die großen Zusammenhänge noch fehlen, allenfalls der vorläufige Weg deskriptiver Wiedergabe einschlagen. Die Geschichte der Staaten kann in ihren Anfangsstadien auf reine Quellenstudien, die Kunstgeschichte auf reine Beschreibung und Vergleichung reduziert werden. Aber die Geschichte des Denkens verlangt mehr; sie kann erst beginnen, wo alles Vorläufige dieser Art schon aufgehört hat. Sie kann nicht das überlieferte Material erst zu Problemen ausgestalten wollen, denn sie muß sich von vornherein in Problemen bewegen. Jedenfalls würde sie erst dort anfangen Philosophiegeschichte zu sein, wo Probleme bereits vorliegen. Zu diesen Problemen hat sie dann eben die Vorstufen, die Vorgeschichte zu erbringen.

Nach dieser Überlegung könnte es scheinen, als befinde sich die Geschichte der Philosophie in einer verzweifelten Lage. In der Tat, wie soll sich in ihr der Zusammenschluß zur Einheit, der Zusammenhang einer Entwicklungslinie ergeben, wo doch das ganze ihr vorliegende Material bereits anderen spezielleren Entwicklungslinien angehört, von denen es durchaus fraglich bleibt, ob und wie weit sie sich überhaupt vereinigen lassen?

Hier sehen wir uns nun vor die Frage gestellt, ob denn die methodischen Mittel der Philosophiegeschichte sich überhaupt in diesem ihrem Verhältnis zu den anderen Geschichtszweigen erfassen, oder gar erschöpfen lassen, und ob die Art des Zusammenhanges, die sie jenen zugleich mit ihrem Material entnimmt, wirklich die einzige ist, um die es sich in ihr handeln kann. Es fragt sich, ob sie nicht Mittel und Wege besitzt, aus sich selbst heraus eine neue, eigentümliche Art des Zusammenhanges, eine eigentümliche Art historischer Kontinuität zu erzeugen, welche den Ansprüchen ihrer besonderen Interessen entspräche? Eine solche ließe sich wenigstens prinzipiell sehr wohl denken — nämlich wenn es gelänge, sie aus dem inneren systematischen Wesen der Philosophie heraus zu gewinnen, aus dem sachlichen Gehalt ihrer Probleme. Nur würde das freilich zur Folge haben, daß der ganze Begriff der Philosophiegeschichte verschoben würde und sich in dieser Verschiebung präziserte zum Begriff einer Geschichte der Probleme.

Die objektive Natur der Probleme ist es, die in der Tat eine historische Einheit eigenster Art herzustellen die Kraft besitzt. Der inhaltliche Bestand einer Fragestellung ist etwas Eigentümliches und Unveräußerliches, etwas, dem die historischen Wandlungen keinen Abbruch tun. Unser systematisches Denken bewegt sich durchweg in Problemen. Wenn nun aber diese unsere Probleme sich im Denken früherer Zeitalter in anderer und anderer Gestalt wiederfinden lassen, und wenn gar jene wiedergefundenen Problemansätze sich als fruchtbar erweisen weit über ihre historische Tatsächlichkeit hinaus — womöglich gar für unser eigenes, gegenwärtiges, systematisches Denken —, dann ist es klar, daß die Natur des Problems selbst bereits eine Einheit ist, die über den Abstand der Zeit und die Differenz der zufälligen Anlässe hinweg uns mit jenen frühen Problemansätzen verbindet und so die Möglichkeit gibt, eine Kontinuität sachlicher, methodischer Art herzustellen, deren Denknöwendigkeit uns die Möglichkeit einer geschichtlichen Kontinuität verbürgt.

Wie diese Kontinuität beschaffen sein, wie sie sich für die Geschichtsforschung als Grundlegung erweisen soll, das ist nun die fernere Frage, die es zu betrachten gilt. Sollte sie sich aber als durchführbar erweisen, so ist es leicht vorauszusehen, wie sehr sie der Philosophiegeschichte zugute käme: jene selbe Eigentümlichkeit, die uns vorhin die Philosophiegeschichte als den unselbständigsten Zweig der Geschichte fassen ließ, dürfte sie uns dann auf Grund ihrer neuen methodischen Kompetenz als die selbständigste und am sichersten in sich selbst beruhende historische Kontinuität verstehen lassen.

Dieser methodische Vorzug der Philosophiegeschichte beruht aber auf keinem andern Grunde als ihrer engen Verwachsenheit mit der systematischen Philosophie. Wir können an diesem Punkt das gegenseitige Verhältnis beider in folgender Weise charakterisieren: Der Begriff des Problems ist es, der die Philosophie mit ihrer Geschichte aufs engste verbindet — enger, als irgendein Kulturgebiet mit seiner Geschichte verbunden ist. Die Geschichte der Philosophie und die Philosophie selbst schließen einander nicht aus, sondern ein. Beide setzen einander voraus und laufen doch wiederum aufeinander hinaus; nur beide zusammen ergeben überhaupt eine geschlossene philosophische Ansicht. Denn Philosophie muß ihre Probleme allseitig stellen: so muß sie sich auch das Problem ihrer eigenen Entwicklung stellen; dieses Problem ist ein notwendiges Glied in der Kette jener Probleme, deren Entwicklung es betrifft. Es setzt diese Kette voraus und schließt sie ab, es ist ihr Endglied. Also muß die systematische Philosophie auf ihre eigene Geschichte als auf ihr Endglied hinausführen. Der Problembegriff ist — wenn man ein geometrisches Bild herbeiziehen darf — die mittlere Proportionale zwischen beiden, welche die inkommensurablen Forderungen beider vergleichbar und vereinbar macht.

Aus dem bisher Gesagten ist so viel klar, daß es für die Methode der Philosophiegeschichte in erster Linie erforderlich sein wird, den Begriff

der Problemgeschichte genauer zu präzisieren, die Mittel und Wege, die er an die Hand gibt, sowie die Tragweite seiner Kompetenz zu untersuchen. Natürlich können wir dabei nicht auf alle auftauchenden Spezialfragen eingehen, sondern müssen uns auf die wichtigsten Punkte beschränken. Als erste Aufgabe erwächst uns hieraus der Nachweis, was der Begriff der Problemgeschichte für die Geschichte der Philosophie leiste und wie weit er ihren Anforderungen gerecht wird. Als zweite Aufgabe aber hätten wir zu untersuchen, wie die methodischen Mittel, die er an die Hand gibt, systematisch zu formulieren und zu begründen sind.

•

Wir wenden uns der ersten Aufgabe zu. Vor allem muß hier ein Mißverständnis abgelehnt werden. Der Begriff der Problemgeschichte muß auf harten Widerstand derer stoßen, die von der Philosophiegeschichte nicht mehr verlangen als die rein objektive historische Entfaltung gedanklicher Inhalte. Man rechnet zur „Philosophie“ auch das denkende Bewußtsein, in welchem sie entsteht. Nun ist es ohne Zweifel ein anderes, das Denken eines Philosophen in seiner subjektiven Eigentümlichkeit zu ermitteln, ein anderes aber, es in seinem bleibenden Gehalt, seinem Begriffs- oder Problemwert zu fixieren. Diejenige Wissenschaft, die wir gemeinhin unter der „Geschichte der Philosophie“ verstehen, sieht es als ihre allgemeinzugestandene Aufgabe an, beiden gerecht zu werden, beides in einer Darstellung zu vereinigen und so gleichsam eine Antwort auf zwei Fragen zu geben. Es dürfte nicht wundernehmen, wenn bei solchem Verfahren statt der zwei Antworten, die man erwartet, keine einzige zustande käme. Gleichwohl muß diese Ansicht einen begreifbaren Grund haben. Und dieser ist leicht genug zu finden: er liegt in der Eigenart des historischen Materials. Es scheint nämlich in der Tat, als ließe der Stoff, mit dem es die Philosophiegeschichte zu tun hat, eine Trennung jener beiden Seiten nicht zu. Soweit uns historische Quellen für die Gedankenwelt eines Denkers vorliegen, sind sie ausnahmslos beides in einem: Zeugnisse der Persönlichkeit und Zeugnisse wissenschaftlich objektiver Probleme. So liegt es in der Natur der Sache; denn kein Denker schreibt anders als in persönlicher Eigenart, aber auch keiner denkt anders als in dem Geleise der durch ihn hindurch und über ihn hinaus sich entwickelnden Kulturprobleme.

Dagegen ist nun zu fragen: warum sollte sich aber dieser einheitliche Stoff nicht unter zweierlei verschiedener Fragestellung betrachten lassen? Wird etwa seine Einheitlichkeit dadurch zerstört, daß er verschiedene historische Gesichtspunkte zuläßt? Dann stünde es schlimm um die Geschichtsforschung überhaupt, die doch in allen komplizierteren Fragen sich zu allererst die Gesichtspunkte absteckt, nach denen sie ihr Material gesondert, von verschiedenen Seiten zu fassen sucht; und das tut sie doch, ohne auf die Einheit Verzicht zu leisten, ja sogar in der bestimmten

methodischen Überlegung, daß sie erst auf diesem Umwege zur Erfassung der Einheit gelangen kann. Um dieses Bedenken also können wir beruhigt sein: die Zweiheit der Fragepunkte wird die Einheit der Philosophiegeschichte nicht auseinanderreißen.

Dagegen fällt eine andere Frage ernstlicher ins Gewicht: vorausgesetzt also, wir hätten es mit einer Geschichte der Denker einerseits und mit einer Geschichte der Probleme andererseits zu tun — welcher dieser beiden Geschichtszweige beansprucht dann das erste und wichtigste Interesse, welcher ist voranzustellen?

Es soll hiermit nicht gefragt sein, in welcher der beiden Richtungen die größere Aufgabe der Philosophiegeschichte zu suchen sei, oder gar in welcher die ernstere wissenschaftliche Rechenschaft abzulegen wäre. Das hieße, aus der Frage der geschichtlichen Disposition eine Wertfrage der beiderseitigen Interessen machen. Selbst wenn sich solch eine Wertfrage mit Bestimmtheit zu Gunsten einer Richtung entscheiden ließe, so wäre damit dem Geschichtsproblem nicht geholfen; denn es würde sich dann erst fragen, ob die Voranstellung der bevorzugten Fragestellung auch methodisch durchführbar ist. Und das läßt sich zum Voraus nicht ersehen. Vielmehr muß von vornherein die Gleichwertigkeit beider Richtungen vorausgesetzt werden; durch jede Vorwegnahme würde man sich das Problem nur erschweren. Für den Ausgangspunkt muß es genügen, daß beide vorliegen, als Probleme dastehen, und daß unser historisches Bewußtsein imstande ist, sie sowohl zu unterscheiden als auch in ihrer Einheit zu begreifen. Und das kann ja wohl schwerlich bezweifelt werden, daß die Geistesgeschichte der Menschheit an beiden ihr wohlberechtigtes Interesse hat. Ist doch allemal der Genius der Wissenschaft ebenso sehr bedingt durch die geniale Persönlichkeit, als diese durch die geschichtliche Kontinuität ihrer Probleme. In dieser wie in jener Richtung ist daher das Interesse auf wirkliche Kulturwerte, auf sachliche Fragen gerichtet. Sofern wenigstens der Denker und sein Problem in tieferem als bloß zufälligem Sinne eine innerlich untrennbare Einheit bilden, so hat naturgemäß die Persönlichkeit mehr als bloß biographisches Interesse — weil sie der Schneidepunkt historischer Problemlinien ist —, das Problem aber mehr als ausschließlich philosophisches Interesse, weil es als durchgehende Linie zugleich der logische, oder vielmehr „historische“ Ort ist für solche Schneidepunkte, d. h. für neue und neue individuelle Denkereigentümlichkeit.

Es kann sich also nicht um Ausschließung der einen oder anderen Frage handeln, sondern nur um die Voranstellung einer von beiden. Und für diese Frage kommt es einzig darauf an, welches von beiden Problemen das selbständigere ist, welches sich am ehesten gesondert betrachten und womöglich für das andere bereits zugrunde legen ließe. Die Philosophiehistoriker sind in der Tat immer entweder mehr auf das eine oder mehr auf das andere Problem ausgegangen. Denn es ist bei der Größe der geschichtlichen Schwierigkeiten unmöglich, beide zugleich

und im gleichen Maße zu betreiben, — so sehr es immer wahr bleibt, daß ein Schritt vorwärts auf dem einen Gebiet auch einen Schritt vorwärts auf dem anderen bedeutet. Zur Orientierung verhelfen kann man sich hier nur durch eine wenigstens vorläufige Isolierung beider.

Hier ist es nun, wo Stellung genommen werden muß. Aber nicht mit jeder Art von Stellungnahme ist dem Problem gedient. Es gibt auch eine dogmatische Stellung zu unserer Frage; und zwar begegnen wir ihr auf beiden Seiten, sowohl bei denen, die mit dem Denker beginnen, als bei denen, die das Problem voranstellen. Solcher Stellungnahme gilt es nicht nur zu entgehen, sondern auch sachlich entgegenzutreten. Der Forscher der allgemeinen Kulturgeschichte, dessen Interesse ja auch mit unabweislichem Recht an dem historischen Phänomen der Philosophie haftet, wird immer geneigt sein, den Denker vor dem Gedanken ins Auge zu fassen, ja unter Umständen ganz bei ihm stehen zu bleiben und die Philosopheme, die ihn charakterisieren sollten, über ihm zu vernachlässigen. Das beweist dann aber nur, daß es an dem historischen Phänomen einer Denkerpersönlichkeit noch anderes als philosophiegeschichtliches Interesse gibt. Jedenfalls ist der Methodenfrage der Philosophiegeschichte mit solchem Entscheid nicht geholfen.

Aber auch auf der anderen Seite gilt es, sich standpunktlicher Voreingenommenheit zu ent schlagen. Es könnte nämlich scheinen, als hätte der Spezialforscher der Philosophiegeschichte hier bloß einer sehr einfachen Überlegung nachzugehen: die Geschichte der Philosophie will es zugestandenermaßen mit keinem anderen Material zu tun haben, als mit der Philosophie selbst. Die Philosophie selbst aber als solche besteht nicht in philosophierenden Persönlichkeiten, sondern einzig in Philosophemen oder Problemen. Also hat ihre Geschichte nichts anderes als Geschichte der Probleme zu sein. — Das ist ein Standpunkt, der manches für sich hat. Ihn hat am deutlichsten Teichmüller vertreten; denn was er „Geschichte der Begriffe“ nennt¹, ist sichtlich nichts anderes als reine Problemgeschichte. Ist doch der „Begriff“ im strengen Sinne der auf seine definitorischen Grundmomente reduzierte Bestand eines systematischen Problems, also gleichsam dessen Ab breviatur. Gleichwohl bringt uns dieser Standpunkt einer Lösung der prinzipiellen Frage in unserem Geschichtsproblem nicht näher. Denn auch er ist dogmatisch, auch hier ist die Frage der geschichtlichen Forschungsmittel in eine Wertfrage des geschichtlichen Inhaltes umgewendet. Statt zu fragen: welche Erkenntnis-kompetenz steht uns dem Historisch-Faktischen gegenüber zu, wird hier gefragt: was gilt es überhaupt an dem Historisch-Faktischen zu erkennen? Das war gerade die Frage, die für unser Problem zurückgestellt werden mußte. Wir müssen vielmehr auf der Gleichwertigkeit aller historischen Interessen fußen und unsere Voranstellung der einen oder der anderen Forschungsrichtung lediglich danach bemessen, welche von bei-

¹ Studien zur Geschichte der Begriffe, Berlin 1874, Vorrede III.

den zuerst — d. h. unabhängig von der anderen — einsetzen kann und so auf Grund eigener, gesicherter Methodik den ersten Schritt zu machen die Kraft hat.

An diesem Punkt nun müssen wir jene Komplizierung des gesamten Geschichtsgebietes, auf die wir bereits zu Anfang aufmerksam wurden, zum Maßstabe der methodischen Kompetenz heranziehen. Es gibt historische Erscheinungen, die sich auf keine Weise in ein einziges Gebiet restlos einordnen lassen. Ein politisches Ereignis findet leicht gleichzeitig seinen Platz in der Kulturgeschichte oder Religionsgeschichte, ein literarisches leicht in der Sittengeschichte. Je konkreter und individueller das historische Faktum ist, um so vielseitiger ist es und in um so mehr Spezialgebiete der Geschichte gehört es gleichzeitig hinein. Es historisch in seiner Ganzheit wiedergeben, heißt dann die Einheit aller jener Teilgebiete an ihm herstellen.

Es läßt sich nun leicht begreifen, inwiefern die Denkereigentümlichkeit und das Problem für die Geschichtsforschung Gegenpole bilden. Die Individualität des Einzelmenschen ist das komplizierteste, vielseitigste aller historischen Phänomene. Es gibt keinen Geschichtszweig, in den sie nicht mit hineingehört. Daher ist sie ein höchstes und äußerstes unter den Geschichtsproblemen, eine Aufgabe, zu deren Erfüllung es einer unberechenbar weit ausholenden Vorarbeit bedarf. Die historische Persönlichkeit in ihrer vollen Eigenart rekonstruieren, bedeutet: die Einheit der Geschichte in ihr herstellen. Ob diese sich aber gegebenenfalls herstellen läßt, ist immer eine Frage mannigfacher und durchaus zufälliger Bedingungen. Das Material, das der Forscher hier übersehen, sichten und zur Darstellung bringen muß, setzt seine Orientiertheit auf sämtlichen Teilgebieten, in die es hineinspielt, voraus. So trägt die historische Aufgabe dieser Art unvermeidlich den Charakter des Grenz- und Endproblems. Die Philosophiegeschichte mit ihr beginnen, hieße die schwerste und komplizierteste Frage zum Ausgangspunkt nehmen, das Ende zum Anfang machen.

Den umgekehrten methodischen Charakter zeigt in jeder Hinsicht das Problem als Gegenstand der Geschichtsforschung. Denn das Problem, sofern es philosophisches oder Fundamentalproblem ist, bedarf keiner Umwege und Vorbereitungen, um in deutlicher Prägnanz historisch faßbar zu werden. Es ist etwas in sich Einfaches, auf sich selbst Beruhendes, in nichts anderem als in der Vernunft Gegründetes. Vorbedingung für das historische Verständnis des Problems ist neben der Kenntnis des vorliegenden Quellenmaterials einzig und allein das systematische Verständnis des Problems. D. h. der Geschichtsforscher muß das Problem als solches bereits kennen, in sich tragen, denn er muß das ihm vorliegende Material auf dasselbe hin sondern und disponieren können; er muß die leisesten Spuren gleicher oder ähnlicher Problemstellung wiederzuerkennen und auch die verschwommenen, nur halb überlieferten Lösungsversuche als solche herauszuheben und zu würdigen imstande

sein. Freilich kommt er auf diesem Wege nicht unmittelbar dazu, die besonderen Privatmeinungen des betreffenden Denkers auch als solche zu erfassen, wohl aber dazu, den objektiven Problemwert in seinem Denken und Schaffen festzulegen; d. h. er zeigt die problemgeschichtliche Bedeutung seiner Leistung auf.

Sicherlich hat auch solch eine Aufgabe ihre Schwierigkeiten. Aber diese sind hier von anderer Art. Sie liegen nicht im Extensiven, nicht in der Komplizierung. Denn für den Zweck der Problemgeschichte braucht das ihr zugrunde gelegte philosophische Problem durch nichts ergänzt zu werden, was nicht wiederum selbst philosophisches Problem wäre. Das Problem kann freilich selbst, auch bloß systematisch genommen, schwer und verwickelt sein, und deswegen mag es dann unter Umständen auch schwer im Historischen wiederzuerkennen sein. Aber dann ist diese Schwierigkeit vielmehr schon eine systematische und keine eigentlich historische mehr. Die eigentlich historische Aufgabe des Wiederfindens ist dagegen, unter Voraussetzung systematischer Klarheit über das Problem, durchaus einfach und beschränkt. Eine solche Aufgabe ist in den Grenzen eines übersehbaren Materials immer erfüllbar. Das Material selbst aber ist hier eben deswegen in der Regel übersehbar, weil es durchweg homogen, durchweg Problemmaterial ist.

Das ist der erste rein methodische Grund für die Voranstellung der Problemgeschichte innerhalb der methodischen Kompetenz der Philosophiegeschichte. An ihn schließt sich unmittelbar ein zweiter, ebenso rein methodischer Grund an. Er liegt in jener Eigentümlichkeit alles historischen Denkens, auf die wir bereits einleitenderweise hingewiesen haben, in seinem Entwicklungs- oder Kontinuitätscharakter. Geschichte will und muß immer Zusammenhang sein; die Isolierung des einzelnen, des Stadiums im Prozeß, ist allemal eine Unterbindung des eigentlich historischen Verständnisses. Erst die Einheit der Stadien ist Geschichte. Um aber solche historische Kontinuität herzustellen, gilt es, die einheitliche historische Linie, oder das Geleise, festzulegen, innerhalb dessen die Stadien einander ablösen.

Ein solches einheitliches Geleise ist für die historische Forschung das systematisch-philosophische Problem. Denn der einzelne Denker und seine Gedankenwelt wurzelt allemal in dem Problem, oder in dem Komplex von Problemen, innerhalb dessen sich seine systematische Forschung bewegt. Nicht aber umgekehrt wurzelt auch das Problem in ihm als Individualität, sondern es wurzelt in dem objektiven Denkgehalt der Wissenschaften und letzterdings in der Natur der Vernunft selbst. Diese Vernunft ist aber eine in aller Mannigfaltigkeit der historischen Stadien ihrer Selbstentfaltung, — ebenso wie ja auch die Mathematik oder der Gesetzescharakter der Natur immer und überall nur einer ist, während die geschichtliche Herauentwicklung solch einer Vernunftseinheit immer nur ihre fortschreitende Besinnung auf sich selbst, oder ihre Rechen-schaft über sich selbst bedeutet. Das Problem ist gar nichts anderes als

die Besonderung der in sich einheitlichen Vernunft auf eines ihrer Teilgebilde. Darum ist für die geschichtliche Forschung das Problem unmittelbar das Identische, und folglich auch das Vereinigende, innerhalb des Wechsels der einander ablösenden gedanklichen Stadien.

Von hier aus gesehen, erweist sich die Geschichte der Probleme als die Betrachtung solcher Vernunfteinheiten in ihrer zeitlichen Selbstentfaltung. Die gesuchte historische Kontinuität ist allemal eine solche Selbstentfaltung. Diese ist in der Einheit des Problems zugrunde gelegt. Ihre Stufen aber sind in ihr nicht mitgegeben, sondern wollen erst an ihrer Hand aus dem jedesmal vorliegenden Quellenmaterial aufgelesen und als solche wiedererkannt sein. Die Richtung der Einordnung ist zugrunde gelegt; und durch sie ist neben den Bestimmtheiten der unmittelbar vorliegenden Tatsachen bereits die wegweisende und regulierende (wohl auch gar kontrollierende) Gegeninstanz einer anderen Art von Bestimmtheit an die Hand gegeben, die ihrerseits nicht weniger schwer ins Gewicht fällt als die Tatsachen. —

Wie steht es dieser historischen Kontinuität gegenüber nun mit der Geschichte der Denker, der Persönlichkeiten? Die Persönlichkeit ist vor allem Subjektivität, psychische Innerlichkeit, und schon als solche das Schwerst-Erforschbare, das sich denken läßt. Wo bleibt da jene „unmittelbare Gegebenheit“, als welche man sie greifen zu können meint, solange einem die Vieldeutigkeit ihrer Äußerungen nicht zum Bewußtsein kommt! Selbst die Tatsachen, die literarischen Zeugnisse, zeugen nicht unmittelbar von der Subjektivität. Aller sprachliche Ausdruck ist in erster Linie Ausdruck für Objekte und objektive Relationen; und diese wären beim philosophischen Schriftsteller wiederum die sachlichen Gegenstände, die er behandelt, die Probleme. Das Persönliche aber, das Individuell-eigentümliche, das sich in ihrer Darstellungsweise widerspiegelt, ist durchaus etwas Indirektes, erst durch psychologisches Feingefühl zu Erschließendes; es setzt beim Geschichtsforscher immer schon ein weitgehendes Interpretationsmoment voraus. Und dieses ist immer eine Frage zufälliger Gleichgestimmtheit und Kongenialität. Es in solcher Fragestellung zu einer gesicherten Methode zu bringen, liegt wenigstens vom heutigen Stande der Forschung noch weit ab. Und selbst wenn es erreicht wäre, wenn wir mit allem Scharfblick in die Subjektivität des einmal dagewesenen Bewußtseins eindringen könnten — wie weit würde selbst dann das eigentlich Geschichtliche an dieser Forschung reichen? Zu einer historischen Kontinuität im großen Stil könnte es trotzdem niemals kommen, weil Anfang und Ende einer jeden Entwicklungslinie doch immer innerhalb der zeitlichen und inhaltlichen Grenzen einer Persönlichkeit liegen müßten, und bereits die nächste Denkerpersönlichkeit statt einer Fortsetzung der alten vielmehr den Beginn einer neuen, von Grund aus anderen und anders bedingten Linie bezeichnen würde. Über den Maßstab der Biographie würden wir also auch

dann nicht hinauskommen. Und die ganze Geschichte der Philosophie bekäme den Charakter des Diskontinuierlichen, Vereinzelten.

So müßte denn selbst für den Zweck der monographischen Geschichte eines Denkers letztlich immer von der Seite der Probleme ausgegangen werden. Zwischen der Individualität des Denkers und dem philosophischen Problem ist immer dieses Verhältnis: der Denker kann das Problem nicht ändern. Es ist nicht durch ihn geworden und nicht von ihm zu vernichten. Das Problem seinerseits dagegen, sofern es von ihm aufgegriffen und behandelt, womöglich gar gefördert wird, kann sehr wohl die Individualität mit bestimmen; es ist Ingrediens ihrer Selbstentwicklung. Das Problem selbst als solches steht fest; es hat nur seinen systematischen Grund zur eigenen Bestimmung, und alle historische Variabilität an ihm betrifft nicht es selbst, sondern nur die Grade oder Stufen seines Hindurchdringens zum Selbstbewußtsein. Der einzelne Denker kann nichts Anderes, Heterogenes hineinragen. Er kann sich freilich ablenken lassen, er kann das Problem verfehlen, oder doch nur halb und unrein erkennen. Aber mit alledem ändert er nicht das Problem, sondern nur seine Stellung zu ihm. Die Philosophiegeschichte muß sich daher vor allen Dingen an den systematischen Grundwert der Probleme halten; an ihnen erst kann sie die gedankliche Leistung eines Denkers zu messen hoffen.

Aus diesem Grunde ist das Problem immer das historisch Faßlichere und das für alles andere Orientierende. Am Problem haben wir immer unmittelbar den systematischen Anknüpfungspunkt, und daher auch den historischen Anknüpfungspunkt. Das zeigt sich an den Punkten, wo uns die historischen Zeugnisse verlassen und wo wir also darauf angewiesen sind, Rückschlüsse aus dem späteren Denkstadium auf ein früheres zu machen. Wo wir in bestimmten Punkten nicht wissen, wie ein Denker gedacht hat, da können wir unter Umständen noch sehr wohl wissen, wie im wesentlichen er gedacht haben muß, sofern einerseits er sich von dem Rechenschaft gab, was ihm an Fragestellung bereits vorlag, und andererseits sofern es begreiflich werden soll, daß der nächstfolgende Denker, aus ihm hervordringend, zu den und den bestimmten Konsequenzen gelangen konnte. Die Gewähr hierfür leistet uns eben jener systematische Grundcharakter, indem das an sich unbeschränkte Feld der Möglichkeiten durch ihn auf die Enge eines bestimmten Problemgeleises eingeschränkt wird. Denn durch ihn ist nicht nur das Problem selbst, sondern auch die Gesamtrichtung seines Ganges durch die Geschichte bestimmt. Dieser Gang ist eben selbst ein stetiger oder systematischer Gang. Er ist von innen heraus notwendig aus der Natur des Problems selbst, und jedes seiner historischen Stadien ist notwendig aus der Stetigkeit dieses Ganges heraus; d. h. es hat seinen inneren Charakter vielmehr daran, daß es systematisches Stadium ist. Seine Gesamtgeschichte aber ist nichts anderes als die Entfaltung dieses inneren Charakters in seiner Ganzheit. Wenn man daher auf den histo-

rischen Gang als Ganzes hinblickt, so muß aus ihm auch das Einzelstadium bestimmbar werden.

Es kann hier leicht das Mißverständnis entstehen, als sollte zugleich mit der Gesamtrichtung des historischen Ganges auch der Inhalt der einzelnen Stadien a priori vorwegnehmbar gemacht werden. Das wäre freilich der Fall, wenn über die genauere Gestaltung dieses Ganges etwas ausgesagt würde, etwa seine Gradlinigkeit und unabweichliche Fortschrittlichkeit, oder etwa sein antithetischer Charakter, wie Hegel ihn beanspruchte. Dieser meinte die Dialektik der Begriffsbestimmungen der logischen Idee unmittelbar in der geschichtlichen Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme wiederzufinden¹. Ein derartiger Anspruch ist immer eine Überschreitung der historischen Kompetenz und eine Ignorierung des Eigentümlichen der Fakten. In Hegels Gedanken war so viel Richtiges und Verdienstliches, als durch ihn zuallererst erkannt wurde, daß überhaupt ein systematischer Kontinuitätscharakter der zeitlichen Aufeinanderfolge der Problemstadien zugrunde liege. Aber statt nun auf Grund dieser Voraussetzung vorurteilslos an die Fakten heranzutreten und sich von ihnen über den Spezialcharakter der einzelnen Stadien belehren zu lassen, unternahm er es, auch diese Stadien selbst aus dem systematischen Gehalt der Grundprobleme heraus a priori zu konstruieren.

Dieser Fehler Hegels ist oft gerügt worden und dürfte dem Historiker von heute schwerlich mehr zur ernstlichen Gefahr werden. Ebensowenig aber kann die systematische Problemeinheit der historischen Stadien es rechtfertigen, wenn kontinuierlich von Stadium zu Stadium ein geradliniger Fortschritt postuliert wird. Im Gegenteil, diejenige Fortschrittlichkeit, die sich wirklich ebensowohl postulieren als an den Fakten verfolgen läßt, ist immer bereits bedingt durch die Vereinigung und Kreuzung verschiedener Problemlinien, oder auch durch ihre Spaltung und Differenzierung. Beides aber ist vom Gesichtspunkt des einzelnen Problems aus ein Umweg, der sicherlich niemals a priori aus seinem systematischen Charakter erschlossen werden kann. Hier brauchen die historischen Stadien einer Problemfaltung in ihrer Abfolge keineswegs mit den systematischen Stadien der begrifflichen Bestimmungen eines Problems zusammenzufallen. Das einzige, was sich behaupten läßt und was für die Methodik der Geschichtsforschung auch durchaus hinreicht, ist der Satz, daß jedes historische Stadium überhaupt den Charakter eines systematischen Stadiums bereits in sich enthält, und daß sich an ihm daher dem Geschichtsforscher jederzeit die Möglichkeit darbietet, die vernunftgemäße Problemeinheit in ihm wiederzuerkennen und es dadurch der Einheit einer historischen Kontinuität überhaupt zuzuordnen. An welchen Punkt dieser Kontinuität es zu setzen sei, und zwischen welche Nachbarstadien es fallen wird, das ist nicht mehr

¹ Hegel, Werke XIII, Gesch. d. Philos., Einleitung, S. 43.

Sache der systematischen Rekognition, sondern — ebenso wie die besonderen Ausdrucksformen und Begleiterscheinungen — Sache der Fakten und der sie disponierenden Chronologie. Das Problem als solches braucht weder geradlinig noch antithetisch, noch etwa sonst irgendeinem antizipierbaren Schema gemäß, durch die Geschichte zu gehen; es kommt einzig darauf an, daß es überhaupt ein Geleise für die einander ablösenden Formulierungen gibt. Die Art des Ganges innerhalb dieses Geleises ist durch dasselbe nicht mitgegeben. Das Geleise ist weit genug, um immer eine gewisse Bewegungsfreiheit, eine Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten offen zu lassen. Es bedeutet den einzelnen geschichtlichen Bestimmtheiten gegenüber nur die Frage- oder Forschungsrichtung, innerhalb derer sie zu suchen sind. Ihnen greift die Fragestellung nicht vor. Sie weist vielmehr zu allererst auf die Fakten hin. Denn die Fakten wollen ja nicht einfach aufgereiht sein, sofern sie geschichtliche Bestimmtheiten ergeben sollen; es muß eben in bestimmter Fragestellung auf sie abgezielt werden, um aus ihnen bestimmte Antworten zu gewinnen.

Darum ist nun aber die Geschichte der Wissenschaft durchweg auf die wissenschaftliche Systematik hingewiesen; sie hat an ihr das Leitprinzip ihrer eigenen historischen Tendenzen. Und nur so ist historische Kontinuität durchzuführen. Denn die Überlieferung schweigt von vielem, was für diese Kontinuität wesentlich ist, überspringt manche Stadien, unbekümmert darum, ob das Ganze der Philosophiegeschichte durch dieses Überspringen leidet oder nicht. Und wo es kein direktes Überspringen ist, da sind doch vielfach die Zeugnisse unzureichend und lückenhaft. Man denke dabei etwa jener tiefsinnigen frühesten Denker, deren Schriften fast spurlos verloren sind, deren dürftige Fragmente uns aber gleichwohl schließen lassen, wie tiefgreifende wissenschaftliche Grundlagen sie vollzogen haben müssen. Aber dieses Schließen ist eben keineswegs auf die Fragmente allein angewiesen: sofern wir nur fähig sind, etwas von dem Problemcharakter aus ihnen zu erkennen, so rückt dieses Wenige mit einem Schlage an einen sehr bestimmten logischen Ort, nämlich an einen bestimmten Punkt der systematischen, und folglich auch der historischen Kontinuität. Das aber ergibt einen Gesichtspunkt, von dem aus die durchgehenden Fäden der Problemgeschichte sich für das Einzelstadium als fruchtbar erweisen. Denn wie ein Denker gedacht haben muß, wenn er durch seine Denkarbeit Schlußfolgerungen bestimmter Art bei seinem nächsten Nachfolger möglich machte, ist eine Frage, die in gewissen Grenzen immer beantwortet werden kann. Und solche Fragepunkte sind dann die rechtmäßigen Ansatzpunkte für die Methode des Rückschlusses. Diese Methode ist das kraftvollste Mittel, das wir in der historischen Forschung als Ergänzung fehlenden Faktenmaterials besitzen; aber nicht auf jedem Geschichtsfelde ist sie so fruchtbar wie auf dem der Philosophiegeschichte. Denn die reine Problemgeschichte hat die strengste Stetigkeit des Gan-

ges, die genaueste historische Kontinuität, — weil diese im Grunde ja schon vielmehr systematische Kontinuität ist. An dieser aber hängt ganz und gar die Methode des Rückschlusses¹.

*

Soviel möge genügen, die Leistung des Begriffs der Problemgeschichte für das Problem der Philosophiegeschichte zu charakterisieren. Wir kommen nun zu unserer zweiten Frage, welche die systematische Begründung dieser Leistung betreffen sollte. — Die eigentliche Methodenforschung nämlich hat mit dem bisherigen Resultat nicht sowohl ihr Ende als vielmehr erst ihren Anfang gefunden. Denn Methodenforschung hat ja nicht bloß die Fruchtbarkeit und Leistungsfähigkeit einer bestehenden Methode zu beleuchten und so gleichsam nachträgliche Propaganda für sie zu machen. Sie hat vielmehr dort, wo sie zum Begriff einer leistungsfähigen Methode gelangt ist, erst die eigentlich philosophische Frage nach ihr zu stellen, die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit in ihr, d. h. nach den Voraussetzungen, unter denen es zu ihr kommen kann. Solange es über diese keine Klarheit gibt, kann es auch keine Rechenschaft über die Berechtigung einer Methode geben und keine inneren Gründe für ihre Haltbarkeit und Entwicklungsfähigkeit. An der letzteren aber liegt alles. Denn es ist einer Wissenschaft nicht gedient mit der Aufstellung „einer unter vielen Methoden“, die dann bei zunehmender Vervollkommenung sehr wohl wieder wird preisgegeben werden können. Es handelt sich vielmehr um das noch zu erschaffende Ideal der Methode, die in ihrer Einzigkeit die notwendige Voraussetzung aller ferneren Vervollkommenung und Vereinheitlichung möglicher Methodik werden muß.

Die Frage, die uns vorliegt, ist nunmehr diese: wie ist reine Problemgeschichte möglich?

Wenn man die Entwicklung von etwas erforschen will, so muß man zuvor das fertig entwickelte Etwas kennen. Der tierische Organismus will als Vollender verstanden sein, bevor man seine Keimgeschichte begreifen lernt. So muß auch Philosophie (systematisch) bereits vorliegen und geistiger Besitz geworden sein, wo man Geschichte der Philosophie treiben will; oder, wie wir nun sagen müssen: wir müssen die Probleme bereits haben, um Problemgeschichte treiben zu können. Wir müssen im Besitz einer Philosophie sein, die imstande ist, Probleme prägnant zu machen und in den für sie zu machenden Grundlegungen zu bestimmen. — Es gibt eine Ansicht von Philosophiegeschichte, die dem aufs heftigste widersprechen zu müssen meint. Diese meint, sich einfach an Fakten halten zu müssen; und diese Fakten, chronologisch angeordnet,

¹ Diese methodische Überlegung war es, die ich bereits bei meiner Darstellung der Vorsokratiker in der historischen Einleitung zu „Platos Logik des Seins“ (Gießen 1909) im Auge hatte, die aber freilich dort (S. 7 Anm.) nur ganz allgemein angedeutet, nicht näher begründet werden konnte.

ergäben dann bereits eine geschichtliche Kontinuität. Aber solche Fakten-geschichte kann einem allerwesentlichsten Anspruch nicht gerecht werden, dem Anspruch des durchgehenden Zusammenhanges. Sie hat nichts, womit sie die Lücken der Überlieferung überbrücken könnte. Aber auch abgesehen davon: selbst wenn uns die Motive des historischen Denkens bis in alle Feinheiten hinein vorlägen, dürfte man wohl selbst dann sagen, daß ihre einfache Totalität bereits eine Geschichte der Probleme wäre? Würden wir nicht vielmehr von dem ungeheuren undifferenzierten Ballast des Wichtigen und Unwichtigen erdrückt und über alle Tragkraft des Geistes hinaus belastet sein? Müßte nicht vielmehr erst hier die wissenschaftliche Arbeit einsetzen, die Arbeit des Sichtens, Heraushebens und Weglassens? Und wie sollte diese Arbeit wohl anders geleistet werden als durch Gesichtspunkte der Heraushebung, die man erst in das Faktenmaterial hineintragen müßte! Was aber so von der idealen Totalität der Fakten gilt, das gilt gar nicht weniger von jenen Bruchteilen, die gegebenen Falles dem Forscher immer vorliegen. Nicht ihre Quantität oder Vollständigkeit verändert ihren Charakter; es handelt sich um das durchgehende Quale alles bloß quellenmäßig vorliegenden Faktischen. Wieviel oder wie wenig es immer sein mag, es ist weder im Einzelnen noch als Entwicklungsreihe verständlich, solange es der Gesichtspunkte entbehrt, um die es sich gruppieren muß, und unter denen es sich erst zu geschichtlichen Linien der Selbstentwicklung zusammenschließt.

So bedarf alles Faktische erst der Gesichtspunkte. Und worin sollten nun diese Gesichtspunkte wohl anders liegen als in den Problemen, die das systematische Denken uns stellen läßt und in denen sich alle unsere philosophische Arbeit bewegt? Ja, unter welchen anderen Gesichtspunkten könnte das Faktenmaterial, zur Geschichte gereinigt, eine „Geschichte der Probleme“ ergeben? ¹

Hiermit haben wir nun die Bedeutung und die methodische Leistung der systematischen Probleme für die Philosophiegeschichte: sie werden für sie zu leitenden Gesichtspunkten, unter denen eine Geschichte des reinen Denkens erst möglich wird. Sie werden zu Grundlegungen, zu transzendentalen Bedingungen der Möglichkeit der Geschichte. Denn das heißt „Problemgeschichte“ im Unterschied von aller anders verstandenen

¹ Es ist erfreulich, zu sehen, wie gleichzeitig mit den hier gezogenen Konsequenzen, und unabhängig von ihnen, ganz ähnliche auch von anderer Seite gezogen worden sind. So am deutlichsten wohl bei Br. Bauch, Das Substanzproblem in der griech. Philosophie bis zur Blütezeit, wo es in der Einleitung S. 2 heißt: „Der Historiker muß zunächst wissen, was denn das ist, was er in seiner geschichtlichen Entstehung und Entwicklung verstehen will“. Das dürfte genau unseren Begriff des „Problems“ als einer Vorbedingung der Geschichtsforschung treffen. Ebenso deckt sich der daselbst im Vorwort S. VIII ausgeführte Gedanke von der „überhistorischen“ oder „systematischen Bedeutung“ der historischen Erscheinungen mit der hier geltend gemachten Bedingtheit des historischen Problemstadiums durch den ihm immanenten Charakter des systematischen Stadiums.

Philosophiegeschichte: daß die historisch forschende Methodik erst ihre „Probleme“ an die Geschichte stellen muß, auf die diese dann aus dem Schatz ihrer Quellen hervor Antwort schaffen soll. Geschichte will kein indifferentes Etwas, keine Summe unendlicher Möglichkeiten sein; sie will Aufgaben verfolgen, Probleme lösen. Deswegen kommt es zu ihr überhaupt erst dort, wo man Probleme an sie stellt, die sich in den Stufen des geschichtlichen Ganges wieder und wieder erkennen lassen. Die Einheit dieser Probleme ist die Einheit der historischen Kontinuität — jener Kontinuität, in der aller innere Zusammenhang des zeitlich Getrennten beruht. Denn hinter ihr steht die Einheit der Vernunft in aller Zeit, welche uns unsere Probleme wiedererkennen läßt in der historischen Ferne. Darin liegt die Bedingung der Möglichkeit aller Philosophiegeschichte.

Das Problem ist aber gleichwohl nicht nur Bedingung der Möglichkeit der Philosophiegeschichte, sondern auch zugleich Bedingung ihrer Wirklichkeit. Es gibt nicht nur das methodische Fundamentalmittel ihrer Forschung her, sondern von ihm rührt auch der eigentliche Anstoß zu ihr, ja überhaupt das Faktum des historischen Interesses an der Philosophie her. Wir würden nie zum Interesse an der Vorgeschichte der menschlichen Spekulation kommen, wenn nicht dieselben Probleme, die uns beschäftigen und bestimmen, in dieser Vorgeschichte bereits enthalten wären und jedes in ihr seine eigentümliche Vorgeschichte hätte. Unsere Probleme tendieren allseitig aus sich heraus; sie zwingen uns unabweislich, in die Zukunft zu schauen, nach Lösungen auszublicken, die ihrer noch harren; und ebendadurch nötigen sie uns ebenso unvermeidlich, rückwärts in die Vergangenheit zu schauen und die Abfolge der bereits durchlaufenen Formulierungsstadien zu rekonstruieren. Denn ist der Geist einmal auf die zeitliche Entwicklung eines seiner Probleme als auf eine zusammenhängende Kette systematischer Bestimmungen aufmerksam geworden, so ist die Kontinuität vorwärts wie rückwärts angebahnt, und gibt es kein Einhalten mehr für die weiter und weiter ausschauende Frage nach früheren Entwicklungsphasen. Das ist der Ursprungspunkt des historischen Interesses an den Problemen: er liegt sichtlich in dem systematischen Probleminteresse selbst. Das Problem ist von Hause aus das vereinigende Glied zwischen Philosophie und Geschichte — innerhalb des Begriffs der Philosophiegeschichte. Und darum kann es nun aus doppeltem Grunde Philosophiegeschichte nur dort geben, wo es systematische Philosophie gibt. Denn nur das systematisch lebendige Problem ist imstande, sowohl den Geist der Forschung auf seine Geschichte allererst hinzuwenden, als auch ihm das einzig adäquate Mittel für sie an die Hand zu geben: den leitenden Gesichtspunkt, oder die Einheit einer geschichtlichen Kontinuität. —

Von hier aus gälte es nun, das Problem in seine verschiedenen Zweige hinein zu verfolgen. Es würde sich dabei eine ganze Reihe speziellerer Methodenfragen auftun, in denen sich die Forschungsfrage tiefer in

die besonderen Inhalte hinein verlieren würde. Von solcher Durchführung müssen wir hier natürlich absehen. — Was dagegen als ein letzter Punkt von zentraler Wichtigkeit noch zur Sprache kommen muß, das ist die Relativierung der ganzen Philosophiegeschichte, wie sie bei der beanspruchten Abhängigkeit von der systematischen Philosophie nicht zu umgehen ist. Es ist dieses zugleich derjenige Punkt, der, wenn er einseitig betont wird, unfehlbar zu Mißverständnissen führt und den Begriff einer gesicherten Problemgeschichte wieder aufhebt. Wir stoßen hier auf folgenden Einwand: systematische Philosophie ist ja nicht eine und die gleiche bei allen Philosophierenden, sondern immer wieder etwas Anderes, von Bewußtsein zu Bewußtsein Wechselndes. Wie sollte da die Philosophiegeschichte eine feste Einheit bilden, wenn sie doch erst in der Rückwendung der systematischen Probleme auf das quellenmäßig Vorliegende entstehen soll? Muß sie nicht notwendig ebenso verschieden ausfallen wie die Systeme selbst, welche für sie die Fragestellung hergeben?

Dieser Einwand beachtet freilich nicht, daß die Probleme keineswegs ebenso veränderlich sind wie jene sogenannten Systeme. Denn diese sind Lösungsversuche und keineswegs bloß Fragestellungen. Ein und dasselbe Problem durchläuft eine ganze Reihe von „Systemen“ der verschiedensten Art. Es selbst wird aber dabei nur langsam verschoben, nur unwesentlich aus seiner Linie gebracht. Die großen, fundamentalen Problemverschiebungen finden vielmehr nur dort statt, wo sich ganze Problemlinien vereinigen und in dieser Vereinigung neue, bisher unerkannte Problemeinheiten ergeben, oder auch umgekehrt, wo bisher ununterschiedene Probleme sich differenzieren. Beides aber sind keine Aufhebungen, in beiden Fällen gehen die großen Problemlinien kontinuierlich durch. Im einzelnen sind aber alle Verschiebungen unmerklich und gleichsam infinitesimal.

Was dagegen wirklich die große, oft diametrale Verschiedenheit philosophischer Systeme veranlaßt und sie für den in ihr stehenden Forscher unüberbrückbar macht, das ist nicht die Änderung innerhalb einer Fragestellung, sondern vielmehr die von Grund aus anders gewählte Fragestellung selbst. Die Philosophie als Ganzes genommen wälzt einen ungeheuren Schatz von Problemen mit sich. Dieser Schatz ist in seiner Gesamtheit unübersehbar für den einzelnen Philosophierenden; und selbst die Geistesarbeit eines ganzen Zeitalters bringt es nur selten zur annähernden Synthese eines umfassenden systematischen Aufbaus. Will der einzelne Philosoph sich nicht an diese Menge verlieren, will er in seiner Fortarbeit fruchtbar werden, so muß er sich das Arbeitsfeld einschränken, sich seine Probleme abgrenzen und auf den weiten Zusammenhang mit dem Ganzen des weltgeschichtlichen Denkens nur als auf die unendliche Aufgabe der Philosophie hinblicken, an welcher freilich — wie immer indirekt — auch er seinen Teil hat. Aber das kann er nicht hindern, und braucht es auch nicht zu scheuen, daß er einen be-

stimmten Problemkomplex hervorheben und anderen Formen der Fragestellung voranstellen muß, in welchem dann sein Denken erst fruchtbar werden kann. So ist es nur konsequent gedacht, wenn es diese selben und keine anderen Probleme sind, die er an die Geschichte stellt, und in deren zeitlicher Entfaltung somit für ihn die Geschichte der Philosophie besteht. Gerade der historische Gesichtspunkt muß dieses sein Verfahren rechtfertigen. Freilich rechtfertigt er ebensogut das analoge Verfahren bei seinem systematischen Gegner, der von grundverschiedenen, aber gleichfalls historisch bedingten Problemen ausgehend eine von der seinen verschiedene Geschichte der Philosophie entwirft. So wahr es ist, daß in solchem Falle die Geschichtsansicht beider Parteien einseitig ist, so sehr verdient es betont zu werden, daß eben deswegen doch das eigentlich Historische in ihrem Denken sehr wohl einwandfrei und durchweg objektiv sein kann — während der Fehler, oder vielmehr die Einseitigkeit in den Problemen liegt, die hier wie dort „an die Geschichte“ gestellt sind, d. h. daß sie letztendlich nicht historische, sondern systematische Einseitigkeit ist.

Und damit stehen wir nun vor dem ferneren, eigentlich philosophischen Problem der Problemgeschichte: in welchem Sinne läßt sich von einheitlicher Philosophiegeschichte sprechen, während doch jede irgendwie systematische Problemstellung ihre besondere Philosophiegeschichte macht und zu machen berechtigt ist? Wo ist der höhere Vereinigungspunkt, der auch diese notwendige Divergenz der Forschungsrichtungen wieder zur Einheit zusammenzuschließen imstande ist? Oder sollte es etwa geboten sein, hier skeptisch zu resignieren und auf die Einheit der Geschichte Verzicht zu leisten?

Das kann der systematische Standpunkt der Philosophie nicht zugeben. Denn dieser verzichtet nicht auf seine eigene Einheit, wie fern er immer von seinem Endziel sein sollte. So kann er denn auch die Einheit seiner Geschichte nicht preisgeben, denn er muß das Problem seiner eigenen Einheit auch an seine Geschichte stellen; damit stellt er die Geschichte vor die unendliche Aufgabe ihrer Selbstvereinheitlichung.

Daß eine solche Aufgabe unendlich ist — wie letztlich alle Aufgaben der Forschung —, bedarf keines Wortes weiter. Aber daß sie überhaupt Aufgabe ist, vielmehr Aufgabe werden kann, läßt sich ebensogut fragen als beantworten. Sie kann Aufgabe sein, weil jede standpunktliche Einseitigkeit wieder aufhebbar ist, weil jede Beschränkung auf einen bestimmten Komplex von Problemen den Charakter des Vorläufigen trägt und also die Erweiterungsfähigkeit bereits in sich einschließt. Wo aber Erweiterungsmöglichkeit ist, da ist auch Erweiterungsnotwendigkeit: die Forschung kann vor keiner sich auftuenden Möglichkeit untätig stehen bleiben, sie tendiert immer über sich selbst hinaus. Wo daher die systematische Philosophie ihre Probleme erweitert, da stellt notwendig auch das historische Bewußtsein erweiterte Fragen an die Geschichte und bekommt in ihrer Verfolgung die höhere Einheit geschichtlicher Kontinuität

zu fassen. So geht die ewige Aufgabe der Philosophiegeschichte parallel der systematischen Philosophie selbst, indem sie in der Unendlichkeit mit ihr koinzidiert.

Es ist bei den Neueren die Ansicht geltend gemacht worden, es genüge für den Historiker, sich seiner standpunktlichen Beschränktheit bewußt zu sein, um über ihr zu stehen und alle Einseitigkeit zu vermeiden. Aber so plausibel das klingt, es genügt dem Problem keineswegs. Vor allem würde es vom Historiker bereits zuviel verlangen. Man kann sich seiner Beschränkung, und folglich auch der Erweiterungsmöglichkeit, immer nur abstraktiv bewußt sein. Denn wenn man den Weg zu ihr sähe, so würde man ihn ja bereits einschlagen und nicht lange zögern, sich seiner zu versichern. Über seinem eigenen Standpunkt kann niemand stehen. Andererseits aber bedarf es dessen auch gar nicht. Man darf nur nicht den falschen Anspruch auf absolute Geschichte erheben. Die kann es erbrachterweise niemals geben, die bleibt in ewiger Unerreichtheit. Die Geschichtsprobleme sind ebenso unendlich wie die der Philosophie selbst. Und an dieser Unendlichkeit bedeutet die Vorläufigkeit bestimmter Problembeschränkung keineswegs eine willkürliche Verendlichkeit, sondern vielmehr die einzige Möglichkeit, überhaupt zu Bestimmungen zu gelangen — und sei es auch noch so sehr vorläufigen —, überhaupt eine nur annähernde Lösung des ganzen Geschichtsproblems anzubahnen.

Die Konsequenz aber, die sich nun hieraus ergibt, trägt einen eminent methodischen Charakter. Die Methode der Philosophiegeschichte hat sich der Methode der exakten Forschungsgebiete, und namentlich der der Philosophie selbst, in einem wichtigen Punkt genähert. Denn wir halten jetzt den Punkt in Händen, in welchem sie mit der Urform der transzendentalen Methode, der Methode der *ὑπόθεσις* arbeitet. Der Unterschied von der gleichen Methode auf anderen Gebieten ist nur der, daß hier nicht Prinzipien für Probleme zugrunde gelegt werden, sondern die Problemstellungen selbst. Oder genauer gesprochen: die systematischen Problemstellungen sind die Grundlegungen für die historischen Probleme. Denn sie sind die prinzipiellen Einheiten, unter denen sich das Mannigfaltige der historischen Stufen als kontinuierliche Abfolge begreifen läßt. Darin liegt die Rechtfertigung jener Vorläufigkeit, die jeder geschichtlichen Rekonstruktion anhaften bleibt, weil sie in den Problemen wurzelt, die wir an die Geschichte stellen. Denn diese Probleme spielen eben hier die Rolle von Voraussetzungen, die einstweilen gemacht werden, um sie hernach an ihren Konsequenzen zu prüfen und nötigenfalls zu modifizieren. Und von hier aus dürfte es freilich durchsichtig genug sein, daß diese Art Vorläufigkeit und Verrückbarkeit kein methodischer Mangel, sondern gerade der größte Vorzug ist. Denn sie allein ist imstande, die Gewißheit des sachlichen Fortschreitens zu gewährleisten, weil sie ihrem Begriff nach die Möglichkeit methodischen Fort-

schreitens bedeutet. So ist auch hier — genau wie auf systematischem Gebiet — der Inhalt durch die Methode ermöglicht.

Damit wird auch das Wechselverhältnis zwischen Philosophie und Philosophiegeschichte klar. Die Einheit der Grundmethode bindet ihren beiderseitigen Fortgang fester aneinander, als irgend eine noch so weitgehende inhaltliche Übereinstimmung sie verbinden könnte. Es ist eine Wechselwirkung oder Wechselbedingung zwischen beiden. Ein systematisches Moment ist Ingrediens der Geschichtsforschung, ihre erste, fundamentalste Grundlegung: das Problem, das an sich systematische Einheit ist, wird zugleich zur Einheit der historischen Mannigfaltigkeit; und ein historisches Moment wird Ingrediens der systematischen Philosophie: die Probleme weisen rückwärts und vorwärts über sich hinaus; sie enthalten es in ihrem Problemcharakter, daß sie Stufenglieder einer Entfaltungslinie sind, deren stetiger Gang wiederum als Aufgabe der Forschung sein besonderes kritisches Licht auf die systematischen Grundlagen zurückwirft.

Systematik legt die Probleme zugrunde für die Geschichte, und Geschichte erwirbt der Systematik mit diesen Grundlegungen neue und neue Problemweite. Denn Philosophie als System will umfassend sein und darf kein stellbares Problem ignorieren. Deswegen übt die Historie auf sie die Rückwirkung aus, daß sie durch neue Hinführung ihre Probleme erweitert.

So bewährt sich der Gedanke der Problemgeschichte aus sich selbst heraus und wird wiederum bewährt durch seine Leistung für die systematische Grundwissenschaft, aus deren mütterlichem Schoße er hervorst wächst.

•

Sicherlich befinden wir uns mit diesem Begriff der Problemgeschichte im Gegensatz zu der heute noch vorherrschenden Geschichtsschreibung der Philosophie. Dennoch läßt sich nicht sagen, daß wir mit ihr durchaus neue, unbeschrittene Bahnen einschlagen. Wir verfolgen vielmehr eine Tendenz, die das rückwärtsschauende Interesse der Philosophie an sich selbst überall dort, wo sich ein systematischer Denker ihm zuwandte, notwendig einschlagen mußte, und die es auch in seinen ersten Anfängen bereits in naiver Zielsicherheit eingeschlagen hatte. Denn solange dieses historische Interesse der Philosophie an sich selber ebenso rein dastand, wie ihr systematisches Grundinteresse reines Sach- und Probleminteresse war, konnten die Anfänge der Philosophiegeschichte auch gar nichts anderes als Problemgeschichte sein.

Das lehrt uns die Problemforschung des Aristoteles. Dieser an seiner eigenen Systembildung noch unentwegt bauende Denker kam zur historischen Würdigung der reinen Problemwerte auf Grund der fast allseitigen Polemik, die er gegen seine Vorgänger führte. Denn alles polemische Interesse ist — sofern es nur sachlich bleibt — reines Probleminteresse. Aristoteles pflegte dort, wo er einer Grundfrage zustrebte,

zuvor die Reihe der Vorgänger in dieser Frage kritisch durchzugehen und dabei eine kurze Darlegung ihrer einschlägigen Grundlehren zu geben. Am vollständigsten ist wohl jene kurze Geschichte des Seinsproblems, die er der Metaphysik vorausschickt. Freilich ist es noch eine sehr primitive Darstellung. Die Frage ist hier eben noch sehr unvollkommen und einseitig an die Geschichte gestellt. Und dennoch ist es in aller Unzulänglichkeit reine Problemgeschichte und will auch sichtlich nichts anderes sein. So erklärt sich das eigentümlich Orientierende, daß dieser kleine historische Versuch für uns hat. Denn er ist orientierend nicht nur für den sehr engen Stoff, den er behandelt, sondern auch für die Philosophiegeschichte überhaupt, für ihre Methode. Denn dort ist deutlich, und zwar in aller Naivität, das Problem zugrunde gelegt, mit dem nun die einzelnen Philosophen gleichsam befragt und genötigt werden, ihre Meinung darüber abzugeben. Es ist dieses das älteste Zeugnis der Selbstbesinnung eines Problembewußtseins auf seine eigene Geschichte.

Wiewohl nun dieses Beispiel des Aristoteles den Doxographen des Altertums noch jahrhundertlang vorschwebte, so ist es doch in seiner methodischen Einfachheit und Strenge nicht wieder erreicht worden. Und wenn es daher trotz mannigfacher Bestrebungen zu einer in diesem Sinne durchgeführten geschichtlichen Würdigung der ganzen damaligen Philosophie nicht kam, so ist das wohl einzig dem Umstande zuzuschreiben, daß Aristoteles selbst schon an der Spätgrenze des philosophisch schöpferischen Zeitalters stand, und daß aus diesem Grunde viele systematisch wertvolle Initiativen seiner Philosophie — nicht anders als ja auch die der Platonischen — fast unverarbeitet liegen blieben, wo er sie liegen gelassen hatte und bestenfalls Nachahmung, nicht aber methodische Fortbildung erfuhren. Eine weitere Vertiefung der philosophiegeschichtlichen Methodik hätte aber gerade im eminenten Sinne systematischer Schaffenskraft bedurft.

Und ein rein systematisches Interesse kehrte im Altertum auch nicht wieder. Selbst der Neuplatonismus reichte nicht hin, das Problembewußtsein bis zu einer Höhe zu bringen, von der aus die rückwärtschauende Selbstbetrachtung der Philosophie eine Problemgeschichte hätte hervortreiben können. Im spätesten Altertum verflachte dann schließlich auch die Doxographie selbst ganz und ging in ein Surrogat der Geschichtsschreibung über, eine populäre, antiquarisch-sporadische Sammel-literatur, die von dem Erbteil der großen Denker alles zusammenraffte, was sie erwischen konnte. Dieses Zeitalter, das selbst keine großen Gedanken mehr hervorbrachte, besaß vielfach auch nicht mehr den Sinn für die großen Leistungen früherer Zeiten. Da es sich aber gleichwohl von dem Ruhme der Vorzeit nährte, so suchte es aus ihr dasjenige hervor, was den populär-verständlichsten Wert hatte. So kommt es, daß im Bestande dieser späten Geschichtsliteratur von allem, was sie an Geistesgeschichte enthält, das Biographische noch das am

meisten in die Augen springende war, — derjenige Typus von Philosophiegeschichte, der am wenigsten imstande ist, Probleme zu fassen — geschweige denn zu verfolgen.

Es ist begreiflich, daß die ersten philosophiegeschichtlichen Versuche der Neueren von den Traditionen dieser teils biographischen, teils wahllos kompilatorischen Literatur nicht unbeeinflusst bleiben konnten (die jahrhundertelange Überschätzung des Diogenes Laërtius ist bekannt). Eine Rückkehr zur naiven Problemgeschichte war auf dieser Stufe nicht mehr möglich. Dazu hatten sich die Probleme selbst zu sehr kompliziert. Nicht anders als durch das klare Bewußtsein der Methode hätte man zu ihr gelangen können. Ein solches aber kann sich selbst nur langsam an beständig neuen Versuchen herausbilden. Vor allem aber mußte es hierzu systematische Klarheit über die Grundprobleme selbst geben; denn diese sind es, um deren historischen Gang es sich nur handeln kann. So ist es zu verstehen, daß es zu einer Fixierung problemgeschichtlicher Methodik nicht früher kommen konnte, als bis eine kraftvolle, zusammenfassende Systembildung vorlag. Für das wissenschaftliche Problembewußtsein unserer Zeit gibt es eine solche erst recht eigentlich seit Kant. So finden wir denn den ersten bedeutsamen Versuch einer Formulierung der philosophiegeschichtlichen Methodik bei einem der frühen Nachkantianer. Welches Verdienst und welche Fehler den Versuch Hegels bedeutsam und verhängnisvoll zugleich machten, haben wir bereits gesehen. Nur ist da freilich noch ein Unterschied zwischen dem, was sein philosophiegeschichtlicher Gedanke für uns bedeutet, und dem, was er für die nächsten Nachfolger bedeutete. Während wir heute in ruhiger Kritik ablehnen und anerkennen können, sahen die nächstfolgenden Methodiker der Philosophiegeschichte nur das Fehlerhafte in ihm, und glaubten am besten zu tun, allen Zusammenhang mit der systematischen Philosophie aus dem Spiel zu lassen und sich an die nackten Tatsachen zu halten. Ja man ist soweit gegangen, vom Historiker die Preisgabe alles standpunktlich bedingten Probleminteresses zu verlangen und ihm so gleichsam einen standpunktlosen Standpunkt als ideale Vorbedingung anzuempfehlen. Der eigentliche Sinn dieser Forderung war freilich ein wohlbegründeter: er betraf das Genau-Nehmen des Tatsachenmaterials; und allerdings bedurfte die Forschung von damals einer solchen Mahnung. Wenn aber die Nachwirkungen dieser weit über das Ziel hinausschießenden Reaktion gegen Hegel sich bis in unsere Tage hinein lebendig erhalten konnten, so scheint das freilich ein Anzeichen zu sein, daß irgend etwas in dem alten Gegner immer noch nicht recht überwunden und tot ist. Oder ist es bereits ein neuer Schößling, der aus dem alten Stamme des Problembewußtseins aufsprießt und nachgerade beginnt, sich als lebensfähig zu erweisen?

Es sprechen manche Anzeichen dafür, daß wir mit der Philosophiegeschichte von heute im Aufkeimen des problematischen Standpunktes und der problemgeschichtlichen Methode stehen. Deutlich dürfte dafür das

Erscheinen einer ganzen Reihe von Untersuchungen (besonders im letzten Jahrzehnt) sprechen, in denen weder die ganze Philosophie eines Zeitalters entwickelt, noch auch etwa bloß monographisch ein einzelner Denker behandelt wird, sondern in denen ein besonderes Problem, oder ein Begriff, innerhalb eines mehr oder weniger geschlossenen Zeitabschnittes verfolgt wird. Dieser neuen Art von Arbeitsteilung auf philosophiegeschichtlichem Gebiet liegt sicherlich ein problemgeschichtlicher Kerngedanke zugrunde, so sehr es immer der Fall sein mag, daß derselbe nicht jedesmal bis zum klaren methodischen Bewußtsein des Forschers gelangt. Denn dieses methodische Bewußtsein als solches herauszuarbeiten, ist eben letzterdings nicht mehr Sache der historischen, sondern Sache der systematischen Forschung. Die historische Methode ist nicht historisches Faktum. Fakten muß die Geschichte, Methoden die Systematik begründen.

Systematische Methode

Aus Logos, Band III, Heft 2

1912

Wo man von systematischer Methode spricht, da melden sich zwei Mißverständnisse. Das eine liegt im Begriff des Systems, das andere in dem der Methode.

Es gibt heute, so gut wie vor Zeiten, ein schweres Bedenken gegen alle philosophische Systematik: in ihr werde das freie Schaffen des Gedankens unterbunden, die Denkarbeit in feste, willkürliche Grenzen gezwängt; denn „System“ bedeute Stillstellung, Festlegung, Fesselung. Systematisches Denken ist dann nahezu Künstelei. Wo vollends der Systemanspruch so weit geht, daß auch die Methode des Denkens von ihm beschlagnahmt und in die unverrückbare Form einer „systematischen Methode“ geprägt wird, da gibt es dann überhaupt kein Fortschreiten, keine Lebendigkeit mehr, weil eben alles von Hause aus einförmig auf einen Leisten geschlagen wird.

Darin liegt dann bereits das zweite Bedenken, das gegen die Methodenfixierung überhaupt. Methode muß beweglich, veränderlich sein, um mit sachlicher Schärfe arbeiten zu können. Sie muß, wo sie hundert verschiedenen Problemen gegenübersteht, auch hundert verschiedene Formen annehmen. Denn Methode und Inhalt sind nicht indifferent zu einander. Jeder besondere Inhalt verlangt eine Besonderung der Methode. Wie also kann man einen Methodentypus vorzeichnen wollen, während doch alle philosophische Leistungsfähigkeit der Methode in ihrer Dehnbarkeit und Anpassungskraft liegen muß? Besonders schwer aber fällt solch ein Vorwurf ins Gewicht, wo man diesen Methodentypus noch dazu auf einen bestimmten Systemtypus zuschneiden will; so daß

systematische Methode dann nichts anderes ist als eine Zensurinstanz, die ins System nichts einläßt, was nicht vorerst „systematisch“ zugestutzt ist.

Im Bereich ernsthafter philosophischer Forschung nun ist solchen Bedenken leicht zu begegnen. Hier kann weder System noch Methode jemals vorschreibende, normative Bedeutung haben. Wo aber eine solche vorkommt, wird das Denken unrettbar dogmatisch. Im Lichte kritischer Besinnung gibt es kein System als Ausgangspunkt, sondern nur als Ziel, als Desiderat. System ist kein Anfang, sondern ein Ende für die philosophische Erkenntnis. Dieses Ende ist nie da, nie fertig; denn philosophische Erkenntnis ist nie fertig. System bezeichnet die ideale Totalität dieser Erkenntnis. Seine methodische Bedeutung für die Behandlung einzelner Probleme kann daher unmöglich eine unterbindende sein; denn sie besteht nur in der Beziehung auf die ideale Endabsicht der Erkenntnis. So kann denn keine Rede davon sein, daß ein bestimmtes, beschränktes System der Methodenbildung vorausginge und sie illegitimer Weise beeinflusste. In dem, was rechtmäßig unter systematischer Methode verstanden werden muß und darf, handelt es sich überhaupt um kein „bestimmtes“ System, sondern nur um die Tendenz zur Systembildung überhaupt. Und das antizipierende Bild, das man sich von dieser macht, muß notwendig selbst in einem Entwicklungsprozeß begriffen sein, sich im Fortschritt der Erkenntnis von Stufe zu Stufe verschieben und erweitern. System bedeutet keine gegebene Systatik, sondern das Suchen nach ihr, die Systasis.

Ganz ähnliches gilt von der Methode. An ihr ist es aber weniger leicht einzusehen. Methode ist offenbar nicht ein Ende und Ziel der Philosophie, sondern ein Anfang, eine Voraussetzung, richtiger ein das Ganze durchziehender und es Schritt für Schritt mit bedingender Leitfaden. Sie muß also schon die Anfänge philosophischen Denkens beherrschen. Wo überhaupt Probleme behandelt werden, da liegt in eben dieser „Behandlung“ schon Methode vor. Methode ist also zunächst dem Verdacht vorgefaßter Bestimmtheit und Beschränktheit viel mehr ausgesetzt als das System.

Dagegen ist folgendes zu sagen. Es ist ein anderes, eine Methode anwenden, ein anderes, sie erkennen. Freilich muß die Methode dort, wo sie angewandt wird, schon vorhanden sein; ihre Anwendung ist ihr Funktionieren. Es ist aber nicht nötig, daß diejenige Erkenntnis, welche sie anwendet, und in welcher sie folglich funktioniert, auch ein Bewußtsein dieser Anwendung und dieses Funktionierens — und folglich der „Methode als solcher“ habe. Das Vorhandensein und das Wirken einer Methode ist also nicht davon abhängig, ob auch ein Methodenbewußtsein vorhanden ist oder nicht. So sind z. B. die Schlußmethoden der formalen Logik schlechthin in allem Denken vorhanden. Aber nicht alles Denken weiß um dieses Vorhandensein; und wenn es darum weiß, so wird es dadurch im allgemeinen um nichts methodischer.

Das Interessante ist nun, daß es so im Grunde mit aller Methode steht. Dem Historiker der Philosophie ist das ein wohlbekannter Sachverhalt. Wenn man z. B. allein in Betracht zieht, mit wieviel Methodik schon die Vorsokratiker arbeiten, und wie gänzlich es andererseits bei ihnen noch an Reflexion auf das eigene Verfahren fehlt, so liegt das Faktum latent wirksamer Methode klar zutage. Wenn man es aber sieht, wie Platon und Aristoteles aus ihnen diese immanenten Methodenmomente ans Licht ziehen, so begreift man auch, warum es so sein muß, warum Inhaltserkenntnis der Methodenerkenntnis vorangehen muß. Denn ohne den Vorgang rein inhaltlich gesinnter Naturphilosophie, d. h. ohne die zunächst naive und unbewußte Anwendung der Methode hätten die Späteren eben gar nicht auf sie kommen können. Methodenforschung setzt Methodenerfahrung voraus. Ja man muß selbst mit einer Methode gearbeitet haben, um sie überhaupt ermessen zu können. Eine Methode vor dem Gebrauch gleichsam a priori konstruieren, ist nicht nur verkehrt, sondern auch unmöglich. Es kommt nicht vor, weil es nicht vorkommen kann. Wer es zu tun meint, täuscht sich über die Quellen seiner Einsicht. Nur der Anwendung kann man die Methode entnehmen, ablernen.

Die Apriorität der Methode dagegen hat einen ganz anderen Sinn. Diese bedeutet nichts als ihr notwendiges Vorhandensein als „Bedingung“ in aller Anwendung, d. h. in aller Erkenntnis, nicht aber das Bewußtsein dieses Vorhandenseins. Die Erkenntnismethode ist die erste aller Bedingungen; die sie begreifende Methodenerkenntnis aber ist die späteste aller Erkenntnisse.

So ist es denn bei kritischer Besinnung ganz unmöglich, daß unter dem Schlagwort der Methode dem Gang der philosophischen Forschung willkürliche, vorgefaßte Gesichtspunkte aufgedrängt würden. Auch kann durch logische Bestimmung eine Methode nicht starr und unbiegsam gemacht werden. Die Bestimmung betrifft ja notwendigerweise zunächst nur solche Entwicklungsphasen der Methode, deren Anwendung bereits als Faktum vorliegt. Sofern aber Methodenforschung vorausblicken und Antizipationen machen will, kann sie das auch nur auf Grund inhaltlich vorschauender Problemstellung tun. Inhaltliches Vorausschauen und Vorwegnehmen ist aber selbst wiederum ein Beschreiten von noch unerkannten und unerforschten Erkenntniswegen, es zeugt also vom Vorhandensein noch unerkannter und gleichwohl wirksamer Methode. Man bezeichnet es daher mit Recht als Sache der Konzeption und der besonderen Begabung.

Die nachstehende Untersuchung will sich somit nicht im entferntesten anheischig machen, eine neue methodus philosophandi zu konstruieren und anzuempfehlen, sondern vielmehr nur über eine alte, vielbewährte Rechenschaft geben. Nicht als ob diese alte Methode, oder vielmehr diese alten Methoden, nicht schon vielfach Rechenschaft von sich abgelegt hätten. Sie haben das in manchen Punkten so gründlich getan, daß

einem wenig Neues zu sagen bleibt und man am besten tut, die alten, klassischen Formulierungen unangetastet an ihrem Platz zu lassen. Aber es gibt andere, ebenso fragwürdige Punkte in ihnen, die noch durchaus der Aufhellung bedürfen. Und überhaupt darf man sich philosophische Methodik nicht so einfach vorstellen, wie der Adept des auf ihr stehenden Systems sie sich wohl denken mag; sie ist nicht mit einem Schlage ausschöpfbar, auch wohl nicht mit einer beschränkten Reihe von Untersuchungen. Sie tut vielmehr in sich wieder und wieder neue Tiefen auf, und hinter jedem ihrer Probleme sieht man ein neues, schwereres auftauchen.

So hat es denn Sinn, unbekümmert um Wert oder Unwert der Traditionen, sich zunächst an die von altersher bewährten Methodentypen zu halten. Der Zweck der Untersuchung geht dabei letzterdings auf das Systeminteresse, d. h. auf die Klarstellung dessen, wieviel systematischer Charakter in den fraglichen Methoden selbst enthalten ist, nämlich wie weit sie miteinander zusammenhängen, einander ergänzen und bedingen, kurz ein System der Methoden bilden; dann aber auch darauf, wie weit sie in diesem ihrem Zusammenhang auf das ideale System der Philosophie hinarbeiten. Das exemplum crucis der ersteren Frage liegt im Gebiet der deskriptiven, das der letzteren im Gebiet der dialektischen Methode. Diese beiden Methoden nun sind einander entgegengesetzt und ohne direkte Berührungspunkte. Die vermittelnde Zentralstellung zwischen ihnen nimmt die transzendente Methode ein. Von ihr aus erst werden die andern beiden faßbar. Sie markiert den natürlichen Ausgangspunkt.

I. Transzendente Methode

Begriff und Terminus des Transzendentalen ist für unser heutiges philosophisches Bewußtsein unlöslich an die Philosophie Kants gebunden, findet in ihr seinen historischen Ursprung wie seine systematische Begründung. Trotz dieser Festlegung aber schwankte sein Begriff im Laufe des XIX. Jahrhunderts. Er war zu eng verknüpft mit der großen Streitfrage von Idealismus und Realismus, auf die Kant selbst ihn bezogen hatte. Kants eigenes langjähriges Ringen mit diesem Problem, dessen unreife Entwicklungsphasen in seinen Werken neben den reifen Formulierungen stehengeblieben waren, machten es möglich, daß man eine Zeitlang den logischen Sachverhalt auf den Kopf stellen und ihm die der Kantischen Denkweise entgegengesetzte Betonung verleihen konnte. Man übersah, daß Kant nicht das Transzendente durch den Idealismus, sondern vielmehr ausdrücklich den Idealismus durch das Transzendente hatte charakterisiert wissen wollen. Seine klare Abgrenzung des eigenen Standpunktes gegen den alles empirischen, psychologischen, metaphysischen und subjektiven Idealismus konnte vergessen werden in einem Zeitalter, dessen erstes Interesse immer noch auf das Subjekt gerichtet war. Dann mußte man unter dem Transzendentalen

notwendig eine subjektive Charakteristik der Erkenntnis und ihres Gegenstandes verstehen. Diejenige Methode aber, die mit diesem Begriff operierte, mußte darauf ausgehen, das Objekt in subjektiven Prinzipien zu begründen.

Kant dagegen kam es darauf an, die Prinzipien in ihrem logischen Charakter, als die „Bedingungen der Möglichkeit“ sowohl der Erfahrung als auch des Gegenstandes der Erfahrung zu durchschauen. In diesem bedingenden Verhältnis der Prinzipien zum Gegenstande, der sich auf ihnen gründet, haben wir den Grundcharakter des Transzendentalen. Transzendental ist eben ein Prinzip, sofern es die Bedingung der Möglichkeit von etwas Wirklichem ist. Und transzendente Methode ist dann dasjenige Verfahren, nach welchem man, von der Wirklichkeit des Gegenstandes ausgehend, die Bedingungen seiner Möglichkeit erschließt. Es ist das bleibende Verdienst Hermann Cohens, diesen eigentlichen Sinn des Transzendentalen wieder zu Ehren gebracht und die nach ihm benannte Methode fruchtbar gemacht zu haben.

In diesem Verstande aber ist transzendente Methode keineswegs bloß der Kantischen Philosophie zu entnehmen. Sie ist vielmehr ein ewiges, weil unvermeidliches Element alles philosophischen Denkens und in gewissem Sinne jeder Philosophie abzulernen. Denn sie ist im Grunde die Methode alles Prinzipiensetzens, und damit aller prinzipiellen Gegenstandserkenntnis. Alle Philosophie nämlich sucht nach Prinzipien für die Begründung eines noch problemhaften Gegenstandes. Der Gegenstand — worin er auch bestehen mag — ist eben für die philosophische Überlegung zunächst ein noch Unverstandenes, ein Etwas, das der Bestimmtheit entbehrt und voller Rätsel dasteht: er ist „Problem“. Soll er mehr werden als das, so muß die Vernunft sich Rechenschaft geben über dieses Unverstandene in ihm. Ein solches Rechenschaftgeben (Platon) ist aber nur vollziehbar, indem man Prinzipien „zugrunde legt“, aus denen heraus man ihn bestimmt, erklärt, definiert, kurz ihn als notwendig verstehen lernt.

Dieses Zugrundelegen wiederum hat sein Wesentliches darin, daß es den Prinzipien zunächst keine volle Sicherheit gewährt, sondern sie bloß annahmeweise, „hypothetisch“ voraussetzt, sie also vor ihrer gesicherten Erkenntnis antizipiert. Daher führte der erste Versuch, diese Urmethode der Philosophie erkenntnistheoretisch zu fixieren, zum Begriff der „Hypothese“. Die Entdeckung dieses notwendig hypothetischen Charakters aller Prinzipienbildung ist der Grundpfeiler der Platonischen Philosophie.

Worauf beruht aber dieser notwendig hypothetische Charakter? Er weist offenbar hin auf eine eigentümliche und unvermeidliche Bedingtheit, die den philosophischen Prinzipien selbst anhaftet. Dann muß sich aber die gesetzliche Relation zwischen dem Bedingten und seiner Bedingung herstellen lassen, und das Prinzip selbst erweist sich als ein Relationsbegriff.

So steht es in aller philosophischen Schlußweise tatsächlich. Das Prinzip ist für die philosophische Einsicht als solche — die *ratio cognoscendi* — abhängig vom Gegenstandsproblem, „für“ welches es gesetzt wird: Die Hypothese muß mit dem Gegenstande „übereinstimmen“, d. h. sie muß das erfüllen, wozu sie erdacht ist, ihn begründen, sein Grund sein. Oder wie Kant sagt: die Kategorie muß „anwendbar auf Anschauung“ sein. Darin liegt das Kriterium ihrer Richtigkeit. Da aber in der Herstellung des „richtigen“ Zusammenhangs hier nicht weniger als alles liegt, so besteht offenbar der ganze Sinn des Prinzips in dieser seiner Korrelation mit dem Gegenstande. Außerhalb ihrer kann es keinen Sinn haben. Kategorien haben nur Geltung „für“ empirischen Gebrauch. Die Hypothese wird bedeutungslos ohne ihre Übereinstimmung mit den Dingen. In dieser Übereinstimmung wurzelt die einst so heiß umstrittene „Teilhabe der Dinge an den Ideen“. Es ist dasjenige Grundverhältnis, für welches Fichte den bündigen Ausdruck der Korrelation von „Prinzip und Prinzipiat“ prägte.

Prinzip und Gegenstand bilden somit eine unvermeidliche Dualität. Sie können niemals in eins zusammenfallen, denn ihr ganzer Sinn ist die Beziehung aufeinander. Beziehung aber setzt Distanz voraus. Sie ist nur möglich zwischen Verschiedenem und gleichsam Auseinandergespanntem. Dennoch bedeutet diese Dualität keineswegs einen ursprünglichen Dualismus; sie macht aus der Philosophie keine Zweiwelten-theorie. Prinzip und Gegenstand bilden nicht jedes für sich eine gesonderte Welt, die sich etwa erst nachträglich durch Beziehung und Übereinstimmung vereinigen ließe, deren Kluft zu überbrücken dann also die Aufgabe der Philosophie wäre. Denn es gibt gar keine Sphäre der Prinzipien allein, kein Reich der für sich seienden Ideen, keinen *κόσμος νοητός* im Sinne eines beziehungslosen Absoluten. Die Ideen sind vielmehr nur „in den Dingen“, die Prinzipien sind Prinzipien des Gegenstandes und nur „für“ den Gegenstand; sie sind seine Gesetze, seine Seinsformen. Deswegen gibt es auch keine an sich gegebene Welt der Dinge, keine bestimmten, in gesetzmäßiger Ordnung entstehenden und vergehenden Gegenstände, die diese ihre Bestimmtheit und Gesetzmäßigkeit nicht von etwas anderem, Undinglichem her hätten. Dieses andere können aber nur Prinzipien sein. Gegenstände sind also ebenso sehr nur „durch“ Prinzipien, als Prinzipien nur „für“ Gegenstände.

In der Dualität von Prinzip und Gegenstand sind hiernach beide Glieder unselbständig, beide nur in bezug aufeinander. Sie bilden durchaus zusammen nur „eine“ Welt. Diese eine Welt aber ist in sich nichtstrukturlos, sie gliedert sich vielmehr in sehr charakteristischer Weise als durchgehende, logische Grundkorrelation, in welcher, wie in allen echten Korrelationen, die Einheit der Beziehung logisch früher ist als die Zweiheit der bezogenen Glieder. Die Polarität von Prinzip und Gegenstand ist eben eine in sich einheitliche logische Struktur, die aber gerade deshalb, weil sie überhaupt Struktur ist, zugleich einen Ansatz zur Man-

nigfaltigkeit enthalten muß. Dieser Ansatz liegt in der Zweifelt der Pole vor; und er erweist sich sogleich als höchst fruchtbar, indem er von vornherein ein Doppelverhältnis, eine doppelte Beziehung involviert.

Die erste Beziehung liegt im logischen Grundverhältnis. In diesem sind die Prinzipien das Bedingende, der Gegenstand das Bedingte. Die Prinzipien sind die notwendigen Voraussetzungen des Gegenstandes. Sie sind ihm gegenüber das logisch Frühere, das *a priori*. In diesem Bedingungssein liegt der transzendente Sinn des *a priori* — im Unterschied von allem metaphysischen und psychologischen Sinn. Nicht darauf kommt es hier an, was früher zur Einsicht gelangt, sondern allein darauf, welches inhaltlich das andere bedingt. Nicht irgendein Verhältnis des Denkens zum Sein wird hierdurch festgelegt, wie etwa daß der Gegenstand ein Sein bedeute, die Prinzipien aber im Denken zu suchen wären. Denken und Sein sind vielmehr hier indifferent geworden. Das ist es, was man seit altersher mit der Identität von Denken und Sein hat ausdrücken wollen. Gerade auf die Prinzipien trifft diese Identität zu, während sie auf den Gegenstand nicht zutrifft. Erfahrung und Gegenstand der Erfahrung sind nicht identisch; denn alle Erfahrung ist begrenzt und tendiert immerfort über diese ihre Begrenztheit hinaus, der Gegenstand der Erfahrung aber ist für sie ein unendliches Ideal, eine ewige Aufgabe, ein „x“, dessen Schwergewicht — nämlich seine Totalität — allemal über die jeweilige Erfahrungsgrenze hinausliegt. Nur die Prinzipien können und müssen identisch für Sein und Denken sein; sie müssen, indem sie die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung sind, dennoch, wie Kant sagt, „zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung“ sein. Nur so kann es Gegenstandserkenntnis überhaupt geben. Aus diesem Grunde aber müssen die Prinzipien von vornherein auch einen Seinscharakter haben. Das Bedingungssein ist auch ein Sein, und zwar „erst recht ein Sein“. Wenn schon der Gegenstand ein Sein bedeutet, wie viel mehr also die Bedingung, durch welche er „ist“. Das ist der unverlierbare Sinn des Platonischen *ὄντως ὄν*.

Diesem logischen Grund- oder Seinsverhältnis, das man kurz mit dem alten Ausdruck der *ratio essendi* bezeichnen kann (wohl zu unterscheiden von aller unkritischen Nebenbedeutung derselben), tritt nun aber eine zweite Beziehung zwischen Prinzip und Gegenstand gegenüber, welche den Gang der philosophischen Erkenntnis, die *ratio cognoscendi*, zum Ausdruck bringt, und welche in einem sehr bestimmten Sinn die genaue Umkehrung der ersteren ist. Für die philosophische Einsicht nämlich ist das *a priori* niemals unmittelbar gegeben, sondern immer nur gesucht. Gegeben ist bloß der Gegenstand, aber auch nicht „als Gegenstand“, d. h. nicht mit denjenigen Bestimmungen, die ihn erst zum Gegenstand machen, sondern nur in Form einer Antizipation, als „Problem“. Um vom Problem zum bestimmten Gegenstande zu gelangen, muß man dasjenige finden, was an ihm die Rolle des Bestimmenden spielt. Dieses liegt allemal in den Gesetzen oder Prinzipien. Man muß

also zunächst nach den Prinzipien suchen. Dieses Suchen wiederum kann in nichts anderem als einer schließenden Methode liegen. Es muß vom Gegenstandsproblem aus auf die Bedingungen des Gegenstandes geschlossen werden. Weil aber der das Problem bildende Gegenstand das logisch Spätere, seine Bedingungen aber das logisch Frühere sind, so ist diese ganze Methodik offenbar ein Rückschluß. Das in seinslogischer Hinsicht Frühere ist eben zugleich das für den Erkenntnisweg Spätere.

In solch einem Rückschließen geht alles Suchen nach den Prinzipien vor sich, in ihm besteht das Wesen der transzendentalen Methode. Eben deswegen ist sie auch „hypothetische Methode“, denn die rückerschlossenen Bedingungen müssen durchaus zunächst bloße Annahmen sein, deren Richtigkeit sich erst aus ihrer Leistung für die Bestimmung des Gegenstandes ergeben kann. Hier findet also etwas allem sonstigen Schlußverfahren Unvergleichbares und sachlich Entgegengesetztes statt.

Schließendes Verfahren geht sonst immer von allgemeinen Obersätzen aus, die dann eben bereits die Geltung von Prinzipien haben müssen, und langt erst im Resultat beim Besonderen, oder gar beim Einzelfall (Gegenstand) an. Es subsumiert den Gegenstand unter das Prinzip, über dessen Gewißheit aber keinerlei Auskunft mehr gegeben wird. Die Obersätze sind für den subsumierenden Schluß unbeweisbar. Er kann nur beweisen, was unterhalb der Prinzipien liegt, und zwar nur unter Voraussetzung ihrer Richtigkeit. Die allgemeine Richtung des Schließens ist also die absteigende: „Ableitung“, „Deduktion“.

Hier dagegen im transzendentalen Schluß kehrt sich die Ordnung der Dinge um. Es handelt sich ja um den Schluß auf die Prinzipien. Ein solcher muß notwendig aufsteigende Richtung haben. Platon bezeichnete daher mit Recht die methodische Richtung der Hypothesis als Anabasis. Und die späteren Neuplatoniker haben ausdrücklich die „hypothetische Methode“ der „apodeiktischen“ als ihr Gegenstück zugeordnet, auf welches sie als auf ihre notwendige Ergänzung immer angewiesen bleibt. In dieser Entgegengesetztheit der Richtungen und dieser gleichzeitigen Durchdringung beider findet sich deutlich der Gedanke eines Systems der Methoden angelegt, innerhalb dessen aber die hypothetische, als die der rückschließenden Prinzipienforschung, die eigentlich philosophische Methode bildet.

Die beiden Beziehungen zwischen Prinzip und Gegenstand bilden also eine unlösliche Korrelation. Wie Prinzip und Gegenstand selbst in ihrer unvermeidlichen Dualität die Pole einer einheitlichen Seinssphäre sind, so ist auch das Widerspiel der beiden Beziehungen zwischen diesen Polen im Grunde nur der doppelseitige Ausdruck einer und derselben Zusammengehörigkeit. Die methodologische Richtung des Rückschlusses vom Bedingten auf das Bedingende wurzelt im seinslogischen Grundverhältnis der Abhängigkeit des Bedingten von seinen Bedingungen; während umgekehrt eben dieses Grundverhältnis seine Erkennbar-

keit einzig in jenem Rückschluß hat. Die Unselbständigkeit beider Pole wird in der Dualität ihrer Beziehungsweise nur um so fester erhärtet.

Je mehr man in diesen Sachverhalt eindringt, desto klarer wird es, daß alle Gegenstandserkenntnis zugleich Prinzipienerkenntnis ist und folglich mit der gleichen rückschließenden Methode operieren muß. Dann aber kann diese Methode unmöglich bloß auf Philosophie beschränkt sein. Sie muß sich auch auf Naturwissenschaft und Mathematik erstrecken, ja im Grunde auf alles theoretische Denken. Denn um Prinzipienforschung handelt es sich hier immer. Das läßt sich unschwer nachweisen. Die Mathematik kann ihre Axiome nicht anders beweisen als durch den Hinweis darauf, daß sie die Bedingungen sind, unter denen ihre Theoreme richtig sind. Man erschließt also ihre Geltung daraus, daß sie für das ganze Lehrsystem unentbehrlich sind. Und in der Naturwissenschaft vollends ist die Hypothesenbildung von jeher zu Hause gewesen. Sie geht nur tatsächlich hier noch viel weiter, als man gemeinhin annimmt. Alle sogenannten Naturgesetze und Grundbegriffe sind zunächst nichts anderes als Hypothesen. Man schließt auf sie, indem man von den Erscheinungen ausgeht. Aber man sieht gleichwohl in ihnen das logisch Frühere, die Bedingungen der Erscheinungen.

Diese Gleichheit der rückschließenden Methode in Mathematik und Naturwissenschaft einerseits und in der Philosophie andererseits ist ein wichtiges und lehrreiches Bindeglied zwischen den verschiedenen Erkenntnisgebieten, an welchem aller sachliche Zusammenhang zwischen ihnen sich entfaltet. Insbesondere wird es hieran verständlich, warum sich zu verschiedenen Zeiten und im Rahmen verschiedenster Systematik die philosophische Methodik an der Mathematik und Naturwissenschaft „orientieren“ konnte. Die Methode ist eben im Grunde die gleiche; nur ist sie ungleich faßbarer und konkreter in der Spezialwissenschaft als in der Philosophie.

Man könnte nun besorgt sein, daß die Methode der Philosophie mit der der Naturwissenschaften gänzlich zusammenfallen möchte. Damit würde die Eigenart der Philosophie bedroht sein. Indessen hat es damit keine Not. Die Prinzipien, mit denen es Philosophie zu tun hat, liegen in einer anderen Sphäre als die mathematisch-naturwissenschaftlichen. Sie liegen eine Stufe höher, bilden gleichsam ein oberes Stockwerk zu ihnen. Sie sind selbst wiederum Bedingungen für die Wissenschaftsprinzipien. Denn diese werden auf philosophischem Gebiet selbst wiederum zum Problem, d. h. zum Gegenstand, dessen Prinzipien es zu finden gilt. Auch die Gegenstandssphäre ist also hier eine Stufe höher hinauf verlegt. Die Gesetze der Mechanik sind die Bedingung der Bewegung von Körpern; diese Gesetze aber sind selbst wiederum bedingt durch höhere und umfassendere Prinzipien: Substanz, Kausalität usw. Rückschluß ist in dieser Stufenordnung der Prinzipien beidemal im Spiel. Aber ein transzendentaler Schluß im strengen Sinne ist nur das obere Glied der Schlußkette, der Schluß auf die philosophischen Kate-

gorien. Die Prinzipienfrage erscheint hier in verdichteter, potenzierte Form; es handelt sich um die obersten, ersten Prinzipien, über die hinaus kein Rückschluß mehr führen kann. Und das ist kein bloß quantitativer Unterschied, sondern auch ein durchaus qualitativer. Denn nur dort, wo es sich um „erste Prinzipien“ (*ἀρχαί* im strengen Sinne) handelt, ist der Rückschluß methodisch ganz auf sich selbst gestellt, ist er der einzige Zugang zu den Prinzipien. Und in dieser Einzigkeit des Rückschlusses liegt das Eigentümliche der transzendentalen Methode als eines bloß philosophischen Verfahrens. Den Prinzipien der besonderen Wissenschaften sind immer noch höhere, nämlich philosophische Prinzipien übergeordnet, die, sofern man sie nur zu ermitteln weiß, notwendig eine Instanz der absteigenden, deduktiven Begründung (*Apo-deixis*) für jene abgeben. Dagegen liegt der Vorzug der transzendentalen Methode und zugleich ihre Schwierigkeit in ihrer Isolierung. Ihr kommt keine absteigende Methode auf halbem Wege entgegen, sie bestätigend und berichtend. Sie entbehrt der außer ihr liegenden deduktiven Kontrolle. Aber dafür steht sie auf eigenen Füßen, hat allseitige Bewegungsfreiheit, und es kann kein Problem geben, auf welches sie nicht Bezug und Anspruch hätte.

II. Deskriptive Methode

Transzendente Methode ist ein Mittleres, Vermittelndes, Kontinuität Schaffendes zwischen den beiden Polen der Erkenntnis. Sie nimmt notwendig eine Zentralstellung im System ein, umspannt seine höchsten Grundbegriffe wie seine speziellsten Sonderfälle. Aber wie steht es mit diesen Polen selbst? Daß sie zunächst unselbständig sind der Methode gegenüber, sowie einander gegenüber, liegt in ihrem Begriff, kann aber noch nicht ihr ganzes Wesen ausmachen. Die Frage, wie man zu ihnen kommt, wird in der transzendentalen Methode nur für die Prinzipien beantwortet, nicht aber für den Gegenstand. Vom Gegenstande ging sie ja aus. Sie mußte ihn also voraussetzen. Was bedeutet aber dieses Voraussetzen? Ist der Gegenstand ihr etwa „gegeben“? Oder muß er gefunden werden? Oder entsteht er gar erst an der Methode?

Was die letztere Möglichkeit anlangt, so verbietet sie sich von selbst. Eine in sich einheitliche Methode kann nicht dasjenige hervorbringen, wovon sie bereits ausgehen mußte. Mit der Gegebenheit aber steht es um nichts besser. Wäre der Gegenstand als solcher gegeben, so müßten ja die Prinzipien mit gegeben sein, und es bedürfte keines Rückschlusses mehr. Denn Gegenständlichkeit ist Bestimmtheit, Bestimmung aber ist Leistung der Prinzipien. Andererseits aber ist es auch unmöglich, daß der Gegenstand „nicht gegeben“ wäre. Denn wäre er nicht doch in irgendeinem Sinne gegeben, so könnte transzendente Methode ihn auch nicht zum Ausgangspunkt nehmen und zum Problem machen.

Man kann sich nun über diese Aporie dadurch hinweghelfen, daß man sich einfach an die Problembedeutung hält; tatsächlich läßt sich ja

nichts dawider einwenden, wenn man den unverbindlichen Fragecharakter alles Inhalts als Voraussetzung betrachtet. Transzendente Methode verfährt immer so und tut in ihrer notwendigen Eindeutigkeit und Einseitigkeit recht daran. Sie nimmt ihre „Probleme“ einfach als Faktum und weist für die Richtigkeit dieser Faktizität nur auf das unbestreitbare Vorhandensein der Probleme in bestimmten Sphären des Wissens hin. Nur darf man nicht glauben, daß damit die Frage nach der Gegebenheit selbst schon beantwortet sei. Der dem Rückschluß vorausliegende Problemcharakter in seiner ungegliederten Inhaltsfülle bleibt dabei unverstanden und ohne logische Rechenschaft über seine Ursprünge. Dieses ist ein Punkt, der seit jeher — und auch heute noch — als ein Mangel der transzendentalen Methode empfunden wird. Der Problembegriff ist eben selbst ein logisches Problem, das Anspruch auf Beachtung erhebt. Es ist unumgänglich, den Problemgehalt als solchen auch irgendwie als „gefunden“ anzusehen und die Methode dieses Findens aufzuzeigen. Diese Aufgabe wird um so aktueller, je mehr man sich klar macht, daß auch der Problemcharakter des Inhalts nicht völlige Bestimmungslosigkeit bedeutet, sondern eine sehr bestimmte „vorläufige Umrissenheit“ einschließt. Sokrates, der zum erstenmal auf diesen Fragepunkt stieß, bezeichnete das Problem als ein „Wissen des Nichtwissens“. Alles Wissen aber ist schon Bestimmtheit. Hier ist also offensichtlich die Grenze der Kompetenz transzendentaler Methode, der Punkt, in welchem sie abhängig wird von einer anderen, ihr $\pi\rho\omicron\varsigma\ \eta\mu\acute{\alpha}\varsigma$ vorausgehenden Methode.

Man könnte sich auch hier wiederum mit einem Notbehelf begnügen: transzendente Methode steht auf den Resultaten der besonderen Wissenschaften; diese sind dasjenige, was sie als Faktum nimmt. So erklärt es sich einfach, daß ihre Probleme bereits Bestimmtheiten enthalten. Aber damit ist das Problem der Gegebenheit nicht gelöst, sondern nur umgangen. Die Wissenschaften selbst arbeiten ja in ihrer Prinzipienbildung, d. h. in ihrem Streben nach Bestimmtheiten, bereits mit derselben Rückschlußmethode. Sie gehen selbst von problemhaften Gegenständen aus. Die Gegebenheit des Ausgangspunktes ist also damit bloß verschoben. Sie bleibt aber in Kraft in dieser Verschiebung. Und höchste Aktualität gewinnt sie an der Überlegung, daß philosophische Prinzipien ja nicht nur die besonderen wissenschaftlichen Prinzipien begründen sollen, sondern ebensosehr auch den Gegenstand dieser Wissenschaften selbst. Kausalität als Kategorie ist nicht nur das oberste Gesetz aller mechanischen Sondergesetze, sondern auch die Bedingung jeder einzelnen, wie immer spezialisierten Bewegung wirklicher Körper. Wissenschaftlicher und philosophischer Rückschluß bilden letzterdings bloß eine einheitliche Kontinuität des Aufstieges, deren unteres Glied, als ihr Ausgangspunkt, notwendig schon Ansätze von Bestimmtheiten in sich enthalten muß. Die Frage nach der Gegebenheit der Probleme verschwindet also nicht, wie weit man sie auch zurückverfolgen mag. Das

Rätselhafte des Vorhandenseins von Bestimmtheiten vor aller bestimmenden Methodik läßt sich aus der Problematik philosophischen Denkens nicht wegdeuten.

Hier kann nichts über die Nötigung hinweghelfen, auch den Problemgehalt als solchen, bei aller „Gegebenheit“, dennoch als „gefunden“, d. h. als Resultat einer Erkenntnisfunktion, aufzufassen. „Als Problem gegeben sein“ das heißt eben: schon irgendwie erkannt sein. Wobei dieses „irgendwie“ unmöglich logisch gleichgültig sein kann. Es muß vielmehr hier bereits eine eigentümliche Methode am Werk sein. Und eine solche zur Bestimmung zu bringen, ist die Aufgabe, welche uns die Rechenschaft über den Problemgehalt auferlegt.

Daß es nun eine derartige Methode wirklich gibt, zeigt am deutlichsten das Beispiel der Naturwissenschaften. Diese beginnen alle mit einem Verfahren, welches nur dazu dient, den Gegenstand vorläufig zu „geben“, d. h. ihn irgendwie vor der Hand so festzulegen und gleichsam zu „umreißen“, daß er dem Rückschluß auf seine Bedingungen bestimmte Problemrichtungen darbietet. Über die Leistung bloßen Aufweisens und Darbietens eines inhaltlichen Bestandes geht diese Methode gar nicht hinaus. Sie sagt nichts aus über Erkenntniswert, Richtigkeit, Notwendigkeit und Begründung. Sie geht noch gar nicht auf das Begreifen aus, sondern nur auf das Inangriffnehmen, auf ein Zufassenbekommen. Diese ihren Geltungswerten nach ganz unverbindliche und dennoch unvermeidliche Methode hat man daher mit Recht unter dem gleichfalls unverbindlichen Terminus „Beschreibung“, „Deskription“, zusammengefaßt.

Beschreibung scheint zunächst nichts als ein Wiedergeben dessen zu sein, was in irgendeiner Weise schon vorliegt. Damit ist aber doch zu wenig gesagt. Offensichtlich steckt in ihr auch ein Verfahren wirklicher Forschung, wirklichen Suchens nach dem Gegenstande. Ein solches haben wir z. B. in der sogenannten einfachen Beobachtung und Vergleichung, die aller exakten Gegenstandsbestimmung vorausgeht. Aber auch innerhalb des exakten Verfahrens selbst läßt es sich aufzeigen. Auch das Experiment, welches seine Beobachtungsbedingungen selbständig unter Prinzipien einstellt, enthält ein Moment der Deskription. Das Ausfallen des Experiments muß eben doch beobachtet und begrifflich fest bezeichnet werden. Sonst gewährt es keinen festen Anhaltspunkt.

Es gibt solche Naturwissenschaften, die nur, oder doch fast nur deskriptiv sind, in denen die erschlossenen Prinzipien noch nicht entfernt heranreichen an die Fülle des Beobachtungsmaterials. Die meisten Gebiete der Biologie sind von dieser Art. Und es gibt andere Wissenschaften, die sich fast nur in Prinzipien bewegen, wie die reine Mechanik, und die Stufe der Beobachtung hinter sich haben. Das bedeutet aber nicht, daß Beobachtung in ihnen nicht auch eine Rolle spielte. Auch die Mechanik hat ihre Probleme einmal aus der Beobachtung und dem Experiment gezogen; nur ist die Prinzipienbildung hier so weit fortgeschritten, daß sie einer rein deduktiven Darstellung ihres Gegenstan-

des fähig ist. Alle Naturwissenschaften haben die Tendenz, in diesem Sinne deduktiv zu werden (J. St. Mill). Sie sind von diesem Ziel nur sehr verschieden weit entfernt. Dieser Satz will denn auch nicht so verstanden werden, als könnte oder dürfte jemals eine von ihnen den Boden der Tatsachenforschung unter den Füßen verlieren. Der Zusammenhang mit ihr muß in aller Deduktivität gewahrt bleiben. Gemeint kann vielmehr nur sein, daß jede Naturwissenschaft das Bestreben hat, die Fülle des Beobachtungsmaterials rein aus Gesetzen (Prinzipien) heraus zu verstehen und über allen unverstandenen Wirklichkeitscharakter hinaus auch als notwendig nachzuweisen.

Mit alledem ist freilich nur das tatsächliche Vorhandensein deskriptiver Methode nachgewiesen, nicht aber gezeigt, wie sie möglich ist, und mit was für Mitteln sie operiert. Gerade darin aber würde erst der logische Sinn der Deskription zum Vorschein kommen.

Die logische Struktur der Deskription stellt aber bislang noch ein großes Rätsel vor. Wie kann es überhaupt Bestimmtheiten, wenn auch nur vorläufige, deskriptive, geben, bevor eine Bestimmung schaffende Methode am Werk ist? Eine solche ist aber wiederum erst in der rückschließenden Erkenntnis möglich. Man kann dieselbe Aporie auch so ausdrücken: Deskription verfährt schon in Begriffen, sie ist nicht bloßes Hinweisen; sondern schon ein Umschreiben eines Etwas in begrifflichen Allgemeinheiten. Sie setzt also eine gewisse Begriffsbildung notwendig voraus. In aller Begriffsbildung steckt aber schon ein Moment der Prinzipienbildung.

Wie also ist die deskriptive Methode möglich? Oder sollte es am Ende gar keine deskriptive Methode geben? Sollte es ein Irrtum sein, daß jenes beobachtende und experimentierende Verfahren, mit welchem die Naturwissenschaften beginnen, ein Moment reiner Beschreibung enthielte? Vielleicht ist das, was wir dort Beschreibung nennen, nur die Außenseite eines im Wesen ganz anders beschaffenen Verfahrens, einer besonderen Art der Prinzipienbildung und des Rückschlusses, etwa einer niedersten Stufe derselben. Damit würde aber wiederum die alte Frage nur weiter verschoben: auch dieser unterste Schritt des Rückschlusses müßte dann bereits einen gegenständlichen Ausgangspunkt haben, dessen Gegebenheit wiederum denselben Problemcharakter und dieselbe fragwürdige Problembestimmtheit aufweisen müßte. Und hinter dieser könnte auch hier wieder nur deskriptive Methode stecken. Auf diese kommt man immer zuletzt hinaus. Ihr Problem läßt sich nicht unter schlagen.

Einen anderen Ausweg könnte man darin suchen, daß man allem Anschein zum Trotz den begrifflichen Charakter der Deskription in Abrede stellte und jene Problembestimmtheit auf ganz andere, nämlich niedere, Bewußtseinsstufen zurückführte. Damit wird man aber aus dem objektiv Logischen ins Psychologische hinübergedrängt. Muß doch dann alle vorläufige, undifferenzierte Gegebenheit letzterdings in der Empfindung

wurzeln. Alle Naturwissenschaften beziehen sich ja in der einfachen Beobachtung wie im Experiment auf Empfindung. Wieviel mehr also alle vorwissenschaftliche Gegenstandserfahrung, die doch derselben vorausgeht.

Hier berührt man nun tatsächlich einen Punkt des Zusammenhanges von Logik und Psychologie, der für beide Gebiete wichtig ist. Aber für das Methodenproblem fällt von der Empfindung keinerlei Klärung ab. Der deskriptive Gegenstand deckt sich nicht mit ihr. Die Gegebenheit, um die es sich hier handelt, enthält mehr als bloße Empfindungselemente. In ihr gibt es auch Zusammenhänge und Denkmomente. Und gerade in diesen liegt der Grund jener Problembestimmtheit, von der die transzendente Methode ausgeht. Nur begriffliches Denken kann dem Anspruch der deskriptiven Methode gerecht werden. Der Erkenntniswert eines solchen ist aber ein durchaus logischer.

In einem Punkt freilich erhält das Problem der Deskription am Grenzverhältnis der Logik und Psychologie eine Förderung. Es ist nämlich selbst in gewissem Sinne ein Grenzproblem von Logik und Psychologie. Die inhaltliche Sphäre, in der es sich bewegt, gehört gleichzeitig beiden Gebieten an, läßt daher eine doppelte Charakteristik zu. Das vorwissenschaftliche Gegenstandsbewußtsein findet sich an dem Punkt, wo es beginnt wissenschaftlich zu werden, keineswegs als ein bloß sinnliches oder konkret vorstellendes vor, keineswegs als ein gänzlich ungeordnetes, undifferenziertes. Es hat durchaus schon Denk- und Urteilmomente in sich, die aber nur noch nicht rein, weil nicht als solche hervorgehoben sind. Es bildet sich „Meinungen“, d. h. Zusammenhänge, die dem Urteil sehr nahe kommen können, denen aber noch das eine, wichtigste Kriterium des Urteils fehlt: die Gewißheit, der Maßstab von wahr und falsch. Die Platonische Philosophie, die zuerst den Begriff der Wissenschaft herausarbeitete, war es auch zugleich, die diesem typisch unwissenschaftlichen Gebiet der „Meinung“ — denn das ist die zutreffende Übersetzung von $\delta\acute{o}\xi\alpha$ — seine richtige methodische Stellung anwies. Es ist eine erkenntnistheoretische Vorbedingung der Wissenschaft, aus der diese hervowächst durch die beginnende Rechenschaft, durch ein „Schließen auf den Grund“ (Menon), moderner gesprochen, durch den Rückschluß auf die Bedingungen, also durch Prinzipienbildung. Das Problem der $\delta\acute{o}\xi\alpha$ hat aber dann viele Jahrhunderte lang geruht, ohne daß irgend etwas Nennenswertes zu seiner Behandlung geschehen wäre. So stehen wir denn heute wieder vor ihm wie vor etwas Neuem, Unverstandenen. Der moderne Begriff des „Intentionalen“ nähert sich ihm freilich in einigen Punkten (Husserl). Vielleicht läßt sich behaupten, daß unter den modernen Theorien den nächsten Ansatzpunkt für diese Frage immer noch der Intuitivismus gibt (Losskij). Dieser verfolgt den Erkenntnisgang bis in ein Stadium zurück, in welchem aller Inhalt „gegeben“, aber ungesondert und ungegliedert gegeben ist. Diese Stufe ist eine mittlere Sphäre, ein Medium zwischen Empfindung und Denken;